

Aus dem Senckenbergischen Institut für Geschichte der Medizin
Direktor: Prof. Dr. med. Dr. med. dent. Dr. phil. Walter Artelt

Die Geschichte der Augenheilkunde in Frankfurt am Main bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der gesamten Medizin
der Hohen Medizinischen Fakultät
der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt am Main

vorgelegt von

Jost Helm

aus Hanau am Main

Frankfurt am Main 1965

Aus dem Senckenbergischen Institut für Geschichte der Medizin
Direktor: Prof. Dr. med. Dr. med. dent. Dr. phil. Walter Artelt

Die Geschichte der Augenheilkunde in Frankfurt am Main bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der gesamten Medizin
der Hohen Medizinischen Fakultät
der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt am Main

vorgelegt von

Jost Helm

aus Hanau am Main

Frankfurt am Main 1965



Dekan: Prof. Dr. Hans Frick

Referent: Prof. Dr. Walter Artelt

Korreferent: Prof. Dr. Wolfgang Albert Lieb

Mündliche Prüfung: 26. 2. 1965

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abkürzungen.....	S.	4
Quellenverzeichnis.....	S.	5
Vorwort.....	S.	9
Frankfurt am Main und seine Medizinalverwaltung Die Frankfurter Messe.....	S.	11
Kurzer Blick auf die allgemeine Entwicklung der Augenheilkunde bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts	S.	15
Die Rechtsstellung der Oculisten in Frankfurt.....	S.	18
Die einzelnen Oculisten in der Reihenfolge ihres Auftretens.....	S.	26
Die Werbung für Arzneimittel, besonders Augen= arzneien, in den Frankfurter Frag- und Anzeigungs= nachrichten.....	S.	89
Der Oculist, zusammenfassend betrachtet.....	S.	98
Die Augenbehandlung durch die Frankfurter Ärzte und Chirurgen bis 1800.....	S.	109
Ausblick auf die weitere Entwicklung der Augenheil= kunde in Frankfurt nach 1800.....	S.	119
Zusammenfassung.....	S.	127
Literaturverzeichnis.....	S.	129
Namenregister.....	S.	135

Verzeichnis der Abkürzungen.

Bes.Prot.	Besichtigungsprotokollbuch, vgl. QV.5.
FAN	Frag- und Anzeigungsnachrichten bzw. Intelligenzblatt, vgl. QV.17.
fl.	Gulden
IGM	Senckenbergisches Institut für Geschichte der Medizin an der Universität Frankfurt a.M.
kr.	Kreuzer
LV.	Literaturverzeichnis
MA	Medizinalakten (Medicinalia) im Besitz des Stadtarchivs Frankfurt a.M.
MO	Medizinalordnung(en), vgl. QV.6-16.
QV.	Quellenverzeichnis
Ratssuppl.	Ratssupplikationen, vgl. QV.3.
SB	Senckenbergische Bibliothek Frankfurt a.M.
StA	Stadtarchiv Frankfurt a.M.
UB	Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a.M.

Quellenverzeichnis.

Folgende Quellen aus Frankfurter Beständen wurden benutzt:

Akten im Stadtarchiv Frankfurt:

1. Medicinalia, Bd. 3,4,11,15,17,18,27 und 28 b.
Die Medizinalakten enthalten Schriftstücke aus der Zeit vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, grob systematisch in Bände geordnet. Die Ordnung innerhalb der Bände ist chronologisch, jedoch überdecken sich bei Bänden mit gleichem Titel die Zeiträume weitgehend. Wegen ihrer Unübersichtlichkeit ist hier vermutlich noch einiges Material verborgen geblieben.
2. Handwerkerakten, Sign.: C 51/C und C 51/T.
3. Ratssupplikationen, Bd. 1722/1, 1732/2, 1741/2, 1742/1, 1745/1, 1748/3, 1758/4, 1787/3, 1791 Juni-Sept., 1793 Apr.-Juni, 1798/6, 1799/2, 1801/5 u. 6.
4. Bürgermeisterbücher 1722, 1732, 1739, 1741 und 1742.
Ihr eigentlicher Titel lautet: „Protocollum dessen, so zu Rath verhandelt worden, sub Consulatu...(Namen der jeweiligen Bürgermeister).“

Akten im Besitz der Senckenbergischen Bibliothek:

5. Besichtigungsprotokollbücher, ohne Signatur,
Bd. A (15.Jan.1756 - 13.Aug.1763),
B (16.Aug.1763 - 27.Nov.1771) und
C (3.Jan.1772 - 16.Okt.1782).
Die bisher noch nicht ausgewerteten Bände enthalten die Protokolle über die sanitätsamtlichen Besichtigungen¹. Diese Berichte wurden, ehe man 1756 ein eigenes Buch dafür anlegte, in das „ordinaire“ Sanitätsprotokollbuch eingetragen². Die Bände enthalten auch einige „promemoria und pflichtmäßige Anzeigen“, die eigentlich in das „ordinaire“ Protokollbuch gehörten und erst später dort nachgetragen wurden³; vorwiegend diese Stellen wurden von mir verwendet.

Die Medizinalordnungen für Frankfurt und Vorschläge zu solchen (in chronologischer Ordnung, sie sind zum Teil schon in Nr. 1

1. Berichte über Verletzungs- und Vergiftungsfälle, Leichenbesichtigungen u.a.
2. Vgl. Bes.Prot. A, Titelblatt V und C, Titelblatt R. Das gewöhnliche Sanitätsprotokollbuch war für die Jahre 1611-1811 im Stadtarchiv vorhanden, vgl. Jung, LV.44, S.109; es wurde im letzten Krieg vollkommen vernichtet!
3. Der Physicus primarius (vgl. unten S.11) führte das Besichtigungsprotokollbuch bei sich zu Hause und hatte es daher eher greifbar, vgl. Bes.Prot. C, Titelblatt R und B, S.639.

des Quellenverzeichnisses enthalten)¹:

6. Struppius, Joachim: Consilium medicum generale, fideli bonoque pectore propositum... Frankfurt a.M. 1567 (MA 11, fol. 2b/1 - 2b/16).
 7. ders.: Consilium medicum generale, fideli bonoque pectore, pro salute publica propositum... Frankfurt a.M. 1572 (IGM).
 8. ders.: Nützliche Reformation zu guter Gesundheit und christlicher Ordnung...gutherziger Meinung auff's kürztzest proponirt... Frankfurt a.M. 1573 (IGM).
 9. Fines Erb. Raths der Statt Franckfurt am Main verordneter Medicorum Taxordnung... = Taxordnung de 1584 (MA 11, fol.53-55).
 10. Medicorum Bedenken über die Taxordnung 1584 (MA 11, fol.50 f).
 11. Reformation oder erneuerte Ordnung der Statt Franckfurt am Mayn die Pflege der Gesundheit betreffendt... Beneben dem Tax und Werth der Artzneyen, welche in den Apotheken allda zu finden. Frankfurt a.M. 1612 (SB).
- Weitere Auflagen (im Titel seit 1656 „des Heyl. Reichs Stadt“, seit 1669 „erneuerte Ordnung“)²:

1. Bevor Frankfurt eine eigene Medizinalordnung besaß, diente die vom Kaiser erlassene sogenannte Polizeiordnung als Richtlinie. Ein Teil einer solchen Ordnung, die jedoch nur das Ärztehonorar betrifft, befindet sich im Stadtarchiv: „Extract aus Kaisers Ferdinandi Ordnung und Reformation guther Polizey, in den österreichischen Landen A.D. 1552 publicirt.“ (MA 11, fol.1).

Strickers Behauptung einer Medizinalordnung von 1548 (vgl. Stricker, IV.82, S.32) beruht wohl auf falscher Auslegung des Vorwortes zur „Reformation“ (vgl. QV.11 d), wo von einer auf dem Reichstag zu Augsburg 1548 von Karl V. erlassenen und „Anno 1577 allhie zu Frankfurt verbesserten Polizeiordnung“ die Rede ist, in der jeder Obrigkeit, somit auch dem Frankfurter Magistrat, auferlegt wird, eine Apothekenordnung zu verfassen. Ordnungen speziell für das Apothekenwesen, sowie Entwürfe und Verbesserungsvorschläge dazu, gibt es im Stadtarchiv auch aus dem 16. Jahrhundert in größerer Menge. Sie wurden nicht im einzelnen untersucht.

1579 baten die Physici (vgl. unten S.11) um eine eigene Gebührenordnung, die sie in anderen Städten bereits vorhanden war (MA 4, fol.153 f.). 1581 kamen sie um Erhöhung der Gebühren ein (MA 11, fol.27-29). In beiden Schriftstücken wird um Maßnahmen gegen die Kurpfuscherei gebeten.

2. Wesentliche Änderungen finden sich nur zwischen 1612 und 1628; die übrigen Ausgaben unterscheiden sich nur geringfügig. Den Titel „Reformation“ trug auch die Medizinalordnung von Ulm (o.J.), die den Frankfurtern 1584 als Muster vorlag (MA 11, fol.31-46), ebenso das allgemeine Statutenbuch der Stadt Frankfurt, das aber medizinische Belange nicht betrifft: „Der Statt Franckfurt am Mayn erneuerte Reformation. 2.verbesserte Aufl. Frankfurt a.M. 1611.“ (1578 soll die 1. Aufl., 1509 die Sammlung in kürzerer Form erstmalig erschienen sein, vgl. ebenda Vorw. S.1).

- a. Frankfurt a.M. 1628 (SB),
 - b. " " 1643 (nur in Abschrift¹, MA 9, fol.153-173),
 - c. " " 1656 (SB),
 - d. " " 1669 (SB in 4^o u. 8^o, und MA 4, fol. 198-209)²,
 - e. Frankfurt a.M. und Jena 1680 (SB),
 - f. Frankfurt a.M. 1686 (SB und MA 4, fol.270-323),
 - g. " " 1687 (SB und IGM),
 - h. " " 1710 (SB),
 - i. " " 1718 (SB).
12. Medicinalordnung für die großherzogliche Residenzstadt Frankfurt und die dazugehörigen Dorfschaften. Frankfurt a.M. 1810 (MA 28/b).
 13. Idem Frankfurt a.M. 1811 (SB, sowie in Fortsetzungen in den FAN vom 5.Febr. bis 12.März 1811).
 14. Medicinalordnung für die Freie Stadt Frankfurt am Main und deren Gebiet = Gesetz- und Statutensammlung der freien Stadt Frankfurt Bd. 1 (1816/17) Anlage 2, Frankfurt a.M. 1817(SB).
 15. Idem 2.Aufl., Sonderdruck Frankfurt a.M. 1818 (SB).
 16. Medizinalordnung für die Freie Stadt Frankfurt und deren Gebiet. Mit beigelegter Arzneimitteltaxe. Frankfurt a.M. 1841 (SB).

Alte Frankfurter Zeitungen:

17. Ordentliche Wochentliche Frankfurter Frag- und Anzeigungs= nachrichten. (Von 1806 an: Intelligenzblatt)³. (UB).

Das Blatt wurde 1722 nach englischem und französischem Vorbild gegründet; vorher hatte es in Frankfurt nur politische Zeitungen gegeben. Es erschien in 4^o zweimal wöchentlich, in den Meßwochen dreimal. Es enthält in Rubriken geordnet private Anzeigen und amtliche Bekanntmachungen, aber keinen redaktionellen Teil. Die Reklameanzeigen der reisenden Heil=

1. Wiegel (LV.87, S.2) vermutet darin zu Unrecht eine Abschrift der Ordnung von 1612. Die Stelle „gedruckt im Jahre 1643“ ist natürlich kein „Vermerk“, sondern ein Teil des Titelblattes.
2. Kallmorgen (LV.45, S.17) und Wiegel (LV.87, S.2) zitieren sie als Medizinalordnung von 1668, weil das Vorwort auf den 14.Sept.1668 datiert ist. Kallmorgen hält die Ausgabe für die erste.
3. Der Titel wurde mehrmals geändert, doch blieb der Kern „Frankfurter Frag- und Anzeigungs-(bzw. Anzeige-) nachrichten“ bis 1806 erhalten. Von dann ab hieß die Zeitung „Intelligenzblatt“, später „Frankfurter Nachrichten und Intelligenzblatt“, um 1850 begann ihre Umwandlung in eine politische Tageszeitung, vgl. Dietz, LV.13.

künstler finden sich meist außerhalb der Rubriken unter „Avertissement“, „NB.“ oder eigenen Überschriften. Darüber hinaus enthält die Zeitung ein reiches Material für die lokale Medizingeschichte, das in unserem Zusammenhang nicht verwertet werden konnte.

Es wurden alle Bände von 1724 bis 1820 durchgesehen, mit Ausnahme der Bände 1749 und 1750, die, wie auch der erste Band 1722/23, nicht aufzutreiben waren.

18. Frankfurter Staatsristretto, Bd. 1773 (UB).

19. Frankfurter Reichsoberpostamtszeitung, Bd. 1791 (UB).

Flugblätter reisender Heilkünstler:

20. Anzeigen auswärtiger in Frankfurt a/M auf den Messen kurierender Ärzte (SB, Sign.: Hyg. publ. Ff. 1).

21. Einzelne Flugblätter: MA 18, fol.30 und 27, fol.279, Bes. Prot. B, jeweils vor S.467, 499, 625 und C, vor S.246 und 248.

Der Ratskalender:

22. Des Heiligen römischen Reichs freien Wahl- und Handels-Stadt, Frankfurt am Main...Raths- und Stadt-Calender. 1749-1806. (StA)

1. Danach „Staats-Calender“, wechselnder Titel.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit zur Geschichte der Augenheilkunde in Frankfurt am Main beruht auf Quellen, die nur zu einem kleinen Teil bisher ausgewertet worden sind. Die wichtigsten Quellen sind die Akten der Frankfurter Sanitätsbehörden und des Rates der Stadt, die sich im Besitz des Stadtarchivs Frankfurt und der Senckenbergischen Bibliothek in Frankfurt befinden. Von den noch immer reichhaltigen Medizinalakten des Stadtarchivs ist leider im letzten Krieg ein großer Teil unwiederbringlich verlorengegangen. Zuverlässige Quellen sind ferner die alten Medizinalordnungen für die freie Reichsstadt Frankfurt, die teils im Druck, teils nur handschriftlich in den Beständen des Stadtarchivs, der Senckenbergischen Bibliothek und der Bibliothek des Senckenbergischen Instituts für Geschichte der Medizin vorhanden sind und im Quellenverzeichnis dieser Arbeit erstmalig zusammengestellt wurden. Ein umfangreiches Material lieferten zahlreiche Anzeigen in alten Frankfurter Zeitungen. Am ergiebigsten in dieser Hinsicht waren die „Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten“, die sich fast lückenlos im Besitz der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt befinden. Flugblätter reisender Heilkünstler finden sich als geschlossene Sammlung in der Senckenbergischen Bibliothek sowie einzeln in den oben erwähnten Akten verstreut. Schließlich wurden die Frankfurter Chroniken von Lersner, der Ratskalender der Stadt Frankfurt und eine Reihe von weniger bekannten, meist medizinischen Schriften zeitgenössischer Frankfurter Autoren und medizinische Schriften der reisenden Augenärzte herangezogen.

Für die freundliche Hilfe bei der Beschaffung der Quellen danke ich besonders Herrn Dr. Andernach, Direktor des Stadtarchivs Frankfurt, Frau Dr. Berger vom Stadtarchiv und Herrn Prof. Dr. Mann, bisher Direktor der Senckenbergischen Bibliothek in Frankfurt, jetzt Ordinarius für Geschichte der Medizin in Marburg.

Der Inhalt der Arbeit mußte sich nach dem vorhandenen Material richten. Auf diese Weise wurde sie im wesentlichen zu einem Beitrag zur Geschichte des ärztlichen Standes. Der behandelte Zeitraum wurde wegen der Fülle des Stoffes auf die Zeit

bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts beschränkt.

Die Geschichte der Augenheilkunde in Frankfurt wurde erstmals 1960 von Walter Artelt in seinem anlässlich der 50-Jahrfeier der Universitäts-Augenklinik in Frankfurt gehaltenen Vortrag „Frankfurter Augenheilkunde in historischer Sicht“ im Zusammenhang dargestellt¹. Die beiden Gesamtdarstellungen der Frankfurter Medizingeschichte von Wilhelm Stricker (1845) und Wilhelm Kallmorgen (1933)² enthalten über die Augenheilkunde nur kleinere verstreute Mitteilungen, dagegen zahlreiche biographische Angaben über Frankfurter Ärzte. Zahlreiche Berührungspunkte ergaben sich mit der auf gründlichem Quellenstudium beruhenden Arbeit von Paul Wiegel: „Zahnärzte und Zahnbehandlung im alten Frankfurt am Main bis zum Jahre 1810.“³

1. Festvortrag, gehalten am 26.Nov.1960. Als Aufsatz (mit Abbildungen) 1961 erschienen: Artelt, Walter: Frankfurter Augenheilkunde in geschichtlicher Sicht. Klin.Mbl.Augenheilk. 138 (1961), S.269-285.

2. Vgl. Kallmorgen, LV.45 und Stricker, LV.82.

3. Med. dent. Diss. Frankfurt 1950. Neu herausgegeben 1957, vgl. Wiegel, LV.87.

Frankfurt am Main und seine Medizinalverwaltung. Die Frankfurter Messe.

Frankfurt am Main war bis zur preußischen Besetzung im Jahre 1866 Freie Reichsstadt¹, mit Ausnahme der Zeit von 1806 bis 1814, in der es als „Großherzogtum Frankfurt“ von Carl Theodor von Dalberg, Fürstprimas des rheinischen Bundes, Erzbischof von Regensburg und Großherzog von Frankfurt regiert wurde². Als freie Stadt bildete Frankfurt mit den zu ihrem Gebiet gehörenden umliegenden Dörfern stets ein in sich abgeschlossenes Gemeinwesen. Ihr oberster Herr war der Kaiser, das Regiment führte der gewählte Magistrat. Für die verschiedenen Verwaltungsaufgaben gab es Ämter, denen jeweils ein oder zwei Ratsmitglieder als „Deputierte“ angehörten.

Die Aufsicht über das gesamte Medizinalwesen lag beim Sanitätsamt. Der erste Stadtarzt wird 1384 erwähnt, im 17. Jahrhundert gab es schon drei, 1667 kam als vierter der „Physicus extraordinarius“ hinzu³. Im 18. Jahrhundert bestand das Sanitätsamt (officium sanitatis) aus den jeweiligen zwei regierenden Bürgermeistern und den vier Physicis⁴, und zwar dem Physicus primarius, zwei Physicis ordinariis und dem Physicus extraordinarius. In dieser Form bestand es bis zur Einverleibung zu Preußen im Jahre 1866. Der Primarius führte den Vorsitz und alle Amtssachen ergingen zunächst an ihn. Die Physici hatten einen Eid auf die Medizinalordnung zu leisten und wurden teilweise von der Stadt besoldet⁵.

Dem Sanitätsamt unterstanden die übrigen Ärzte, die Wundärzte, die Apotheker und die Hebammen. An der Spitze der Wundärzte standen die sechs Geschworenen (chirurgi iurati), die gleichfalls eine Aufsichtsfunktion hatten. Eine der Aufgaben der Physici war die Prüfung der Fremden, die in der Stadt praktizieren wollten, und ihrer Medizinen. Diese Leute wandten sich

1. 1814-1866: „Freie Stadt Frankfurt“.

2. Zum Großherzogtum gehörten noch die Städte Aschaffenburg, Fulda, Hanau und Wetzlar.

3. Vgl. Kallmorgen, LV.45, S.19 u. 46, und Behrends, LV.4, S. 243.

4. Physici = Stadtärzte = „bestellte“ oder „verordnete Medici“.

5. Stricker (LV.82) gibt auf S.51 eine Denkschrift der Physici von 1755 im Auszug wieder, die ein vollständiges Bild von ihrer Stellung liefert.

mündlich oder schriftlich an den Rat der Stadt, um eine Praktikiererlaubnis für kurze Zeit, gewöhnlich für eine Messe, zu erhalten. Diese Erlaubnis erhielten sie durch Senatsbeschluß oder auch von den beiden Bürgermeistern oder dem älteren allein¹. In der Regel wurden sie jedoch erst zum Primarius geschickt, der sich ihre Zeugnisse zeigen ließ und sie über das Gebiet, auf dem sie sich betätigen wollten, examinierte. Je nach seinem Eindruck stellte er dann ein befürwortendes oder ablehnendes „pflichtmäßiges Attestat“ aus, das an den Magistrat ging². Das gleiche Attestat wurde noch einmal in das „Sanitäts-Protokoll-Buch“ eingetragen, das leider im letzten Krieg vernichtet wurde³. Dieses Buch würde uns sonst vielleicht eine lückenlose Aufstellung aller fremden Ärzte, die im 17. und 18. Jahrhundert in Frankfurt waren, ermöglicht haben. So sind uns nur einige wenige solcher Eintragungen erhalten, die vom Primarius Gladbach gelegentlich in ein anderes Protokollbuch eingetragen worden waren⁴. Für die Erlaubnis waren 3 fl. an das Sanitätsamt zu zahlen⁵.

1. 1770 zahlte z.B. der Oculist Leo „vor die von dem Tit. älteren Herrn Bürgermeister ... erhaltene Erlaubnis, seine Kunst auf einige Zeit betreiben zu dürfen“ 3 fl. an das Sanitätsamt (Bes.Prot.B, S.498).
2. Ein solches Attestat, mit der üblichen Anrede an Bürgermeister und Rat, den Oculisten Rauck betreffend, in: MA 18, fol.240. Die dazugehörige, außer der Anrede gleichlautende Protokolleintragung unter dem gleichen Datum in: Bes.Prot.C, S.26-28. Raucks Gesuch wurde trotz der, allerdings eingeschränkten Zustimmung des Primarius abgelehnt.
3. Protokolle des Sanitätsamts 1611-1811 (vgl. Jung, LV.44, S.109). Es handelt sich um eine stattliche Reihe von Bänden, von denen leider nichts erhalten ist.
4. In das Besichtigungsprotokoll, vgl. Quellenverzeichnis 5.
5. 1746: 3 fl.(MA 18, fol.8), 1770: 3 fl. im 24 fl.-Fuß (Bes. Prot.B, S.498), seit 1772: 3 fl. im 22 fl.-Fuß (Bes.Prot.C, S.53, 215, 249 und 359). Zahnärzte und bloße Arzneiverkäufer zahlten nur einen Reichstaler, z.B. Hesselbach (Bes. Prot.C, S.246).

Frankfurt übernahm 1765 den österreichisch-bayrischen Konventionsfuß von 1753 (20 fl.-Fuß, d.h. 1 Mark Feinsilber = 20 fl.). Die Konventionsgulden bekamen jedoch einen um 20 % höheren Umlaufswert (d.h. 1 Mark Feinsilber = 20 Zahlungsgulden = 24 Rechnungsgulden), so daß in Frankfurt auch der fl.-Fuß, wie schon um 1760 in den meisten südwestdeutschen Gebieten, zugelassen wurde. In Amtssachen wurde eine Zeit lang nach dem 22 fl.-Fuß gerechnet. (Vgl. Dietz, LV. 12, 4/2, S.429 und F.v.Schrötter: Art.Konventionsfuß in:

Von hervorragender Bedeutung für die Wirtschaft und das ganze Leben in Frankfurt war die Frankfurter Messe. Seit dem ersten Meßprivileg vom Jahre 1240 fand die Messe jährlich zweimal, im Frühjahr und im Herbst, statt. Die Ostermesse begann seit 1727 stets am Osterdienstag, die Herbstmesse begann seit Ende des 16. Jahrhunderts stets an einem Montag kurz vor oder nach Mariae Geburt¹. Die Messe dauerte in der Regel drei Wochen. Es kamen zu ihr nicht nur die eigentlichen Kaufleute, sondern auch von weither ein großes kauf- und schaulustiges Publikum und in großer Zahl die Ländliche Bevölkerung aus der näheren Umgebung, so daß sich zu Meßzeiten Personen aller Stände auf den Straßen drängten. Regelmäßig stellten sich zur Messe Komödianten, Schausteller, Artisten, Quacksalber und anderes fahrendes Volk ein. Sie agierten auf offener Straße, auf Bretterbühnen und in besonders zu diesem Zweck errichteten Hütten. Bis etwa 1800 lagen die Buden und Plätze der reisenden Heilkünstler zusammen mit denen von Seiltänzern, Raritätenschaustellern und ähnlichen am Main bei der Schmittstube und in der Gegend des Garküchenplatzes². Wegen der Erlaub-

Schrötter, LV.76, S.316 f.). Weitere gängige Zahlungsmittel waren an Silbermünzen: Reichstaler (nach dem Konventionsfuß: 1 Rtlr. = 2 fl.) und die französischen Laubtaler; an Goldmünzen: Dukaten, Louisdor und die den Louisdor entsprechenden deutschen Münzen verschiedener Prägung, die Karldor oder Karolinen. Der Wert der Münzen wechselte mit ihrem Feingehalt und dem Marktwert, blieb aber in der Größenordnung konstant. Zur Orientierung hier die Taxe der Stadt Frankfurt für ausländische Geldsorten aus den Jahren 1738 und 1765/66:

	1738	1765/66
Laubtaler	2 fl.12 kr.	2 fl.43 kr.
Dukaten	4 " 12 "	
Louisdor	9 "	10 " 36 "
Alte Louisdor (von vor 1726)		8 " 50 "

(Nach Dietz, LV.12, 4/2, S.342 f.) Die Karolinen waren als Münzen nicht lange im Umlauf. Nach 1775 verstand man unter Karolin eine Summe von 11 fl. in Kleingeld. (Vgl. F.v.Schrötter, die Artikel Dukat, Karolin, Laubtaler und Louisdor in: Schrötter, LV.72, S.167, 296, 345 f. und 361).

1. Fiel Mariae Geburt (8.Sept.) auf So-Mi, fiel die Messe am Montag der gleichen Woche, fiel Mariae Geburt auf Do-Sa, fiel sie am darauffolgenden Montag an, demnach frühestens am 6. und spätestens am 12. Sept.(vgl. Dietz, LV.12, S.37-41).
2. Vgl. ebenda S.78.

nisgebühr und dem Aufschlagen der Hütten hatten sie sich an das Rechneiamt zu wenden¹.

Zu Meßzeiten war es allen Einwohnern gestattet, Fremde zu beherbergen und zu beköstigen, ohne daß dazu eine besondere Erlaubnis nötig war. Außerhalb der Messe brauchte man zum Wohnen in einem Privathaus eine Aufenthaltsgenehmigung, den sogenannten Permissionsschein, den das Schatzungsamt gegen Entrichtung einer Gebühr ausstellte, wenn es vom Rat dazu angewiesen wurde. Um das zu erreichen, mußte man erst eine schriftliche Eingabe an den Rat machen. Das Wohnen im Gasthaus war für Fremde auch zwischen den Messen auf unbegrenzte Zeit erlaubt².

1. Orth (LV.67, S.517) berichtet von dem Amt, daß es „die Gebühr so hoch zu treiben suchet als es kann“.

2. Vgl. Dietz, LV.12, 1, S.78.

Kurzer Blick auf die allgemeine Entwicklung der Augenheilkunde bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts¹.

Frankfurt am Main hat, mit Ausnahme der medizinisch-chirurgischen Spezialschule, die nur ein Jahr lang (1812/13) bestanden hat, bis zur Gründung der Universität im Jahre 1914 nie eine Hochschule besessen. Von der wissenschaftlichen Medizin konnte der Stadt nur soviel zugute kommen, wie ihre Ärzte aufzunehmen und anzuwenden in der Lage waren. Gerade für die Entwicklung der Augenheilkunde in einem eng begrenzten Gebiet war dieser Umstand von besonderer Bedeutung.

Die anatomisch-physiologischen Vorstellungen des Mittelalters vom Auge waren nicht geeignet, eine wirksame Therapie hervorzubringen. So finden wir zu Beginn der Neuzeit, mit ausdrücklicher Billigung der Ärzte, den operativen Teil fast ganz in den Händen von nicht akademisch gebildeten Praktikern, den „Oculisten“. Die Oculisten trieben ihr Handwerk nicht kraft einer geregelten Ausbildung, sondern ausschließlich auf Grund eigener Erfahrung und Geschicklichkeit, oder à la Simplicissimus als Betrüger, welche die Notlage der Bevölkerung in gewissenloser Weise ausnutzten². Im 17. und 18. Jahrhundert nahm die wissenschaftliche Augenheilkunde einen gewaltigen Aufschwung. Ein entscheidender Schritt auf diesem Wege war die endgültige Widerlegung der Theorie, daß die Linse das eigentliche Sehorgan sei und der Star durch ein Häutchen vor der Linse verursacht werde, durch Michel Brisseau in den Jahren 1705-08. In Deutschland wurde die neue Lehre, die den Star als eine Trübung der Linse richtig erkannt hatte, besonders von Lorenz Heister vertreten; um die Mitte des 18. Jahrhunderts war sie fast allgemein anerkannt. Ein anderer wichtiger Schritt war die Einführung der Linsenextraktion, d.h. die Ausziehung der getrübbten Linse durch einen Schnitt in der Hornhaut, durch Daviel (1745). Bisher hatten die Augenoperateure, oft in dem Glauben ein „Häutchen“ abzustreifen, nur die Niederlegung (depressio) der Linse geübt. Die Linse wurde mit der seitlich der Hornhaut eingeführten Starnadel aus ih-

1. Vgl. die Darstellungen von Sasse (LV.71), Bader (LV.2) und Eulner (LV.17).

2. Vgl. Grimmelshausens „Abenteuerlichen Simplicissimus“, 8. Buch, 4. Kap.

rer Lage gerissen und sank im Augennern nach unten; in diesem Augenblick sah der Patient wieder. Das Verfahren war mit schweren Komplikationen, wie akuten und schleichenden Entzündungen, Wiederaufsteigen der Linse, Netzhautablösungen, Glaskörpertrübungen, Vorfall der Linse in die Vorderkammer und nachfolgende Drucksteigerung, belastet, die oft den Patienten heftigste Schmerzen verursachten und den anfänglichen Erfolg wieder zunichte machten¹.

Im 18. Jahrhundert wurde die Augenheilkunde an den deutschen Universitäten von bedeutenden Männern wie Heister, Mauchart, Platner und Richter gelehrt, jedoch, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, nur im Rahmen der allgemeinen Chirurgievorlesungen. Eine Unterweisung der Studenten in den Operationstechniken fand kaum statt²; man konnte sie nur durch praktische Tätigkeit bei einem Hochschullehrer erwerben. In der Regel begannen jedoch die jungen Ärzte, besonders auch in Frankfurt, gleich nach Abschluß des Studiums mit der Eröffnung einer eigenen Praxis. Die konservative, auf humoralpathologischen Grundsätzen basierende Therapie der Schulmedizin quälte die Augenkranken mit Diät, Abführ- und Brechmitteln, Aderlässen, Blasenpflastern, Fontanellen und Haarseilen³, wie man sich denken kann, in den meisten Fällen ohne Erfolg. So kam es, daß weiterhin die Oculisten den praktischen Teil der Augenheilkunde fast ganz in der Hand hatten. Trotz vieler Mißerfolge hatten sie großen Zulauf, vermutlich weil sie es besser als die Ärzte verstanden, den Patienten immer von neuem Hoffnung zu machen. Die Oculisten fielen vor allem durch ihre unärztliche, marktschreierische Aufführung auf. Einige wurden

1. Lorenz Heister berichtet aus seiner 50-jährigen Erfahrung, daß die von den Oculisten operierten Starkranken sich glücklich schätzen konnten, wenn sie nachher hell und dunkel in großen Umrissen unterscheiden konnten. Unter zehn wurde kaum einer so weit gebracht; die anderen wurden früher oder später wieder blind (Heister, LV.28, 1, S.7). Die Methode nach Daviel hatte allerdings auch noch große Verluste, nach Daviel selbst 10%, nach anderen Autoren noch höhere.
2. Es gab sie z.B. in Würzburg bei B.v.Siebold, vgl. Helfreich, LV.29, S.6 f.
3. Fontanell: künstlich gesetztes und erhaltenes Geschwür zur Ableitung verdorbener Säfte, Haarseil: durch eine Hautfalte (im Nacken) gezogenes Seil, diente dem gleichen Zweck.

zu ihrer Zeit berühmt (Eisenbart, Taylor, Wenzel), von der gro-
ßen Masse ist jedoch noch recht wenig bekannt.

Erst im 19. Jahrhundert vollzog sich die Trennung der Augenheilkunde von der Chirurgie und ihre Entwicklung zu einem Spezialfach in unserem Sinne. 1791 eröffnete Schmidt in Wien die erste Privatkrankenanstalt für Augenkranke, 1801 begründeten Himly und Schmidt die „Ophthalmologische Bibliothek“ als erste Fachzeitschrift¹, 1812 entstand in Wien der erste selbständige Lehrstuhl für Augenheilkunde, 1818 wurde die Augenheilkunde in Wien Pflichtvorlesung. Die übrigen deutschsprachigen Universitäten vermochten dieser besonders glücklichen Entwicklung erst in einem Abstand von Jahrzehnten zu folgen.

1. Begonnen 1802, vgl. W.Artelt: Rückblick auf den ersten Jahrgang. Klin.Mbl.Augenheilk. 142 (1963) S.8.

Die Rechtsstellung der Oculisten in Frankfurt.

Es ist anzunehmen, daß Augenkrankheiten zunächst einmal von den ansässigen Ärzten und Wundärzten behandelt wurden¹. Aus der allgemeinen Einleitung sahen wir, daß wir unser Augenmerk besonders auch auf die sogenannten Oculisten zu richten haben. Die Rechte dieser einzelnen Gruppen waren in Frankfurt seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts durch die Medizinalordnungen gegeneinander abgegrenzt². Als Vorläufer dürfen wir das 1567 von dem Frankfurter Stadtarzt Joachim Strupp in lateinischer Sprache herausgegebene „Consilium medicum generale“ betrachten³. 1573 erschien das Werk erweitert und in deutscher Sprache unter dem Titel: „Nützliche Reformation zu guter Gesundheit und christlicher Ordnung“. Es handelt sich um eine allgemein gehaltene Anleitung zur städtischen Hygiene, Seuchenbekämpfung und Versorgung der Kranken aus christlicher Sicht. Im 11. Kapitel schreibt er, in wohlgeordneten Städten, wie Nürnberg u.a., würden die Theriakkrämer, Landfahrer und Zahnbrecher außerhalb der jährlichen Messen und Märkte nicht zugelassen, wenn sie nicht zuvor von den Stadtärzten examiniert und approbiert seien, damit niemand durch „solche betriegliche Schwätzer“ um Geld und Gesundheit gebracht werde⁴. Aus dem Jahr 1584 besitzen wir einen im Namen des Rates der Stadt Frankfurt verfaßten handschriftlichen Entwurf zu einer Medizinalordnung⁵, sowie einen dazugehörigen, von den beiden Stadtärzten Adam Lonicerus und Bertold Rivius unterzeichneten Schriftsatz: „Bedenken auf die angestrebte Ordnung eines Ehrbaren Rates zu Frankfurt, die Visitation der Patienten belangend“⁶. Der Entwurf sieht vor, daß die Landfahrer

1. Beide werden unten in einem besonderen Kapitel behandelt.
2. Frühere Bestimmungen für Teilgebiete der Medizin siehe oben S.6, Fußnote 1.
3. QV.6 (Über Strupp(ius) vgl. Kallmorgen, LV.45, S.8,16, u. 429 sowie Wiegel, LV.87, S.2, Fußn.6).
4. QV.8, fol.25b und 26a. In dem entsprechenden 10. Kap. des „Consilium“ (1567) heißt es: „extra mercatos annuos non admittuntur erronei, sive circumforanei medici, nisi prius“ (QV.6, fol.2b/13a).
5. QV.9.
6. QV.10.

und Arzneiverkäufer, da man „ihrer nit entraten kann“, während der Messen praktizieren und ihre Waren feilhalten dürfen, sonst aber eine besondere Erlaubnis einholen müssen. Dies gilt mit für die Oculisten, von denen es weiter noch heißt:

„Also auch so die Steinschneider, Oculisten und Zahnbrecher bei dem bleiben, so sie gelernet und erfahren haben und keine Arznei, wie gut auch dieselbe fürgeben und geachtet werden mag, außerhalb deren Ding, so zu ihrer Kunst gehörig, inn Leib eingeben, sollen sie geduldet werden“.

Die beiden Stadtärzte sind dagegen über die „zugeloffenen Practicanten“ anderer Meinung. Sie fordern, daß überhaupt nur solche zugelassen werden, die wie sie selbst „ihrer publica testimonia von privilegierten Universitäten“ vorweisen können. Ob die angestrebte Ordnung wirklich in Kraft getreten ist, konnte nicht ermittelt werden.

1612 erschien, vom Magistrat herausgegeben, die „Reformation oder erneuerte Ordnung der Stadt Frankfurt am Main, die Pflege der Gesundheit betreffend“¹. Eine Neuerung bedeutet der Titulus (=Kapitel) X: „Von den Oculisten, Bruch- und Steinschneidern“. Das Kapitel lautet:

„1) Die Schnitt- und Augenärzte, so sich zwischen den Messen allhie aufhalten wollen, sollen ihrer Practic halben bei unsern Verordneten ansuchen, und deren Bescheid Folge leisten.

2) Und sowohl in als zwischen den Messen bei demjenigen bleiben das sie gelernt und erfahren haben, dahero bei Strafe 10 Gulden anderer Kuren innerlicher oder äußerlicher Leibesgebrechen, Schäden und Verwundungen sich enthalten, auch keine Arznei, außer was zu ihrem Tun eigentlich gehörig, in den Leib geben.

3) Zudem in Fällen, die etwas bedenklich, wollen wir ihnen nicht gestatten die Hand anzulegen, es habe denn zuvor unserer bestellter Medicorum einer oder mehr solches für tunlich erkannt.“

Hier ist also der Entwurf von 1584 sinngemäß verwirklicht. Die Einrichtung eines besonderen Kapitels für die Oculisten, Bruch- und Steinschneider gibt diesen eine Sonderstellung gegenüber den anderen Marktschreibern und Kurpfuschern. In der zweiten, in manchen Einzelheiten geänderten Auflage von 1628 ist der Titulus X auffallend ergänzt und verändert. Im 1. Absatz ist der Passus „die Schnitt- und Augenärzte, so sich zwischen den Messen allhie aufhalten wollen“ durch eine strengere Fassung ersetzt: „die Schnitt- und Augenärzte, sowohl inheimische als

fremde, so in und außer Meßzeiten allhero kommen pflegen, sollen ihre Kunst rechtschaffen gelernt haben und ihrer Practic halben ... (das übrige wie 1612)". Hierdurch wird erstmalig die Prüfung der Operateure auch zur Messezeit zur Pflicht gemacht. Die Reformation von 1628 bringt zusätzlich noch einen weiteren Absatz zum Titulus X, der folgendermaßen lautet:

"Damit dann auch die Patienten mit Übernehmung des Lohnes¹ nicht so hoch beschwert werden, als haben wir ihnen nachfolgenden Tax verordnet, dem sie sich bei unnachlässiger Strafe gemäß zu verhalten, und darüber niemand zu übernehmen, sonst aber gegen arme unvernünftige Leute sich leidentlich zu verhalten wissen werden".

Von den Ärzten wurde gleichfalls erwartet, daß sie den Armen „umb christlicher Liebe und Gottes Willen“ halfen², doch war ihnen ausdrücklich gestattet, von wohlhabenden Patienten mehr anzunehmen, „weil bei der Menge der Armen nichts zu gewarten“³. Die zum Titulus X gehörende Gebührenliste enthält an augenärztlichen Leistungen: „Star zu wirken 27 fl. ... Die Kurierung langwieriger Augen, Fisteln⁴, und anderer alter Schäden werden nach Gängen gerechnet, doch sollen sie niemand mit unnotdürftigem Zugehen beschweren, und also übrige Unkosten gegen des Patienten Begehren nicht verursachen“. Von 1656 an ist die Staroperation billiger: „Star zu wirken an einem Auge 10 fl. ... an beiden 15 fl.“.

Einen zeitgenössischen Kommentar zur „Reformation“ besitzen wir in der „Politia medica“ (1638) des Frankfurter Stadtarztes Ludwig von Hörnigk⁵. Er versucht aus den Medizinalord-

1. Übernehmung des Lohnes: zuviel Lohn nehmen.
2. QV.11g, S.5. Die Vorschrift findet sich auch schon in der ältesten (kaiserlichen) Taxordnung für Ärzte von 1552, fol. 1a, vgl. QV., S.6, Fußnote 1.
3. QV.11g, S.6.
4. „Fisteln“: dazu gehören auch die Tränenfisteln. Der Name wurde für Vereiterung und Hydrops des Tränensackes auch dann gebraucht, wenn keine eigentliche äußere Fistel vorhanden war, vgl. Hirschberg, LV.31, 14/1, S.126.
5. Ludwig von Hörnigk (1600-1667) gehörte seit 1625 der Frankfurter Ärzteschaft an und war 1635-43 Physicus ordinarius. Er trat sehr für die Beseitigung einiger Mißstände im Medizinalwesen ein, jedoch in einer ungestümen Weise, die ihn mit dem Rat der Stadt entzweite, sodaß er 1643 abdanken mußte. Er zog nach Mainz, wo er 1652 Professor der Medizin und 1658 Rektor der Universität wurde. (Vgl. Kallmorgen, LV.45, S.302 f. Eine eingehende Würdigung seiner Verdienste

nungen verschiedener deutscher Städte und Länder¹ und seinen eigenen Vorstellungen eine umfassende und allgemein gültige Ordnung zusammenzustellen, wobei er dem Text auf weite Strecken den der Frankfurter „Reformation“ zugrunde legt. Jedem Abschnitt läßt er einen Kommentar folgen, der die tatsächlichen Verhältnisse kritisch beleuchtet. Zu dem Abschnitt, der Tit.X, Abs. 1 der „Reformation“ entspricht, schreibt er:

„Diese die Schnitt- und Augenärzte sollen vor allen Dingen der Anatomie wohlerfahren sein, denn wie wird ein Oculist die Stare und Felle recht wirken und abstreichen, wenn ihm die Gelegenheit der Augen nicht bekannt? Daher manche Oculisten, indem sie dem Kranken den Star zu stechen vermeinen, ihm die die Augen gar wohl ausstechen, und den, der zuvor noch etwas hat sehen können, gar blind machen, zu geschweigen was für wunderliche ungelehrte Discurs sie von dem schwarzen Staren etc. bisweilen zu führen pflegen. Also in Entzündungen der Augen fährt mancher mit dem Lapide Medicamentoso Crollii eilend zu und bedenket nicht, daß das erste Fell in den Augen so überaus empfindlich. Oder mancher meint, es sei eine Entzündung oder Ophthalmia vorhanden, da das Auge nur von Dämpfen, so die in den Magenschlund gestiegene Wärme verursacht, entzündet scheint, wie hievon Lucill. Philanthaeus 11. tom. curationum² schreibt. Den Stein, die Brüche und andere Gewächse zu schneiden erfordert die Anatomie nicht weniger.“³

Zum 3. Absatz des Titulus X schreibt Hörnigk:

„Dann die Erfahrung genugsam bezeuget, daß dasjenige wahr sei, was Montanus Consil. 81 von den Oculisten schreibt: Dies non sufficeret, si erroneo omnium recensere voluerimus, qui quoti die oculis curandis committuntur,⁴ das ist: Man könnte der Oculisten Fehler auch in einem ganzen Tag nicht alle erzählen.“⁵

Bezüglich des Lohnes möchte Hörnigk die Schnitt- und Augenärzte den Wundärzten gleichgestellt wissen und begründet es so:

„Dann es betrifft fast einerlei Person und tun, Wirkung und Verrichtung, also daß sie einander gleich zu schätzen... Und

sowie eine Bibliographie seiner Werke findet sich bei Wilhelm Stricker: Ludwig von Hörnigk. In: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge 2, S.237-46).

1. u.a. Kurmainz, Nürnberg und Speyer.
2. Vgl. E.Gurlt: Philaltheus, Lucilius P. in: Hirsch-Gurlt, LV.30, 4, S.588.
3. Hörnigk, LV.33, S.147 f.
4. Giovanni Battista Monte, gen. Montanus: Consilia medica omnia. (In der Nürnberger Ausgabe von 1559: 73. Konsilium, fol.72 b). Zu Monte vgl. W.Haberling in Hirsch-Gurlt, LV.30, 4, S.248 f.
5. Hörnigk, a.a.O., S.148.

wäre zu wünschen, daß alle Chirurgen, oder welche Wundärzte sein wollen, sich auf die Augenkrankheiten und Brüche wohl verstünden, oder zum wenigsten diejenigen mit Ernst beförderten oder ja nicht hinderten, welche (sie seien junge Barbierer oder andere) Lust hätten, in solchen Stücken allen sich zu üben und selbe zu lernen, bevorab weil sie zusammengehören.

Die Augenärzte und die Bruch- und Steinoperateure wurden also von der „Reformation“ und widerstrebend auch von Hörnigk als eine besondere, als nützlich anerkannte Berufsgruppe geführt. Darüberhinaus befassen sich sowohl die Medizinalordnungen als auch Hörnigk mit der großen Gruppe von Menschen, die sich Krankenbehandlung und Herstellung von Arzneien ohne Vorbereitung aus niedrigen Beweggründen anmaßen. Die „Reformation“ widmet ihnen zwei ganze Kapitel², die eine Zusammenstellung ihrer Typen enthalten. Hörnigk geht hier in seiner systematischen Art vor. Da wir unten manchen, der sich in Augenbehandlung versuchte, irgendwie einzureihen haben werden, sei hier Hörnigks Einteilung, mit einigen seiner Beispiele, in aller Kürze wiedergegeben. Er teilt ein in 1. Kurpfuscher (alte Weiber, Juden, Scharfrichter), 2. sozial Heruntergekommene, die ihr Wissen zum Betrug benutzen (verlaufene Barbierer, Geistliche) und 3. das fahrende Volk. Bei diesem unterscheidet er wieder Marktschreier (Zahnbrecher, Marmeladenschmalzer, Quacksalber, Theriakkrämer), Gaukler, Bettler (deren verschiedene Spielarten er samt ihren Bezeichnungen in der Gaunersprache umständlich anführt) und endlich die echten Zigeuner. Gegen alle diese zieht er wegen des unermesslichen Schadens, den sie anrichten, aufs schärfste zu Felde. Nach Tit. XI der „Reformation“ durften die Landfahrer während der Messen ihre Wurzeln, Kräuter und fertigen Arzneien verkaufen, „sofern dieselben unverbotten und aufrichtig“ (verboten waren z.B. purgierende Mittel). Auch konnten die Physici solchen Leuten, die Kuren an Kranken vornehmen wollten, „aus erheblichen Ursachen ihre angemessene Kunst eine gewisse Zeit zu üben“ erlauben. Jeder Mißbrauch, Betrug, das „Übernehmen“ und alle Arten von Kurpfuscherei waren mit strengsten Strafen bedroht³.

1. Hörnigk, a.a.O., S.148.

2. Titulus VIII (Von den Alchymisten, Paracelsisten und Laboranten) und Tit. XI (Von allerhand betrüglichen und geldsüchtigen Winkelärzten).

3. QV.11g, S.22.

Im 18. Jahrhundert galten die Bestimmungen der „Reformation“ unverändert weiter und wurden nur im Bedarfsfalle durch zusätzliche Senatsbeschlüsse ergänzt¹.

1810 erließ Dalberg im Zuge der Aufstellung einer neuen Staatsverfassung eine neue Medizinalordnung für seine „großherzogliche Residenzstadt“ Frankfurt². In dieser Ordnung wird die Chirurgie offiziell vom Zunftzwang befreit. „Wundarzt“ ist jetzt, unabhängig von seiner Zunftzugehörigkeit, wer das Wundarztexamen vor der Frankfurter Prüfungskommission bestanden hat. Der Inhaber einer Barbierstubengerechtigkeit ist primär nur noch Barbier³. „Ärzte, welche sich zugleich auch auf die Wundarzneikunst gelegt haben, und wichtige Operationen unternehmen können, dürfen diese verrichten, wenn sie vorher gesetzmäßig von dem Sanitätskollegium geprüft, und ihre Fähigkeit dazu bewährt befunden worden ist. Eine Bedingung, die sich auch auf die Ausübung einzelner Teile der Wissenschaft, als: Geburtshilfe, Augenoperationen usw. erstreckt.“⁴ Die augenärztlichen Leistungen stehen jetzt mit in der Taxe für die Wundärzte: „Für die Staroperation an einem Auge fl. 11 bis fl. 22 ... An beiden Augen fl. 22 bis fl. 44 ... Für andere Operationen an den Augen, als eines Eiterauges, Staphyloms, einer Tränenfistel, einer Exstirpation des Auges fl. 15 bis fl. 30.“⁵ Es fragt sich nun, von welcher Seite die Augenoperationen in die neue städtische Wundarzneikunst eingeführt worden waren, oder ob vielleicht die Gesetzgebung hier den tatsächlichen Verhältnissen vorausgeeilt war. Die bisherigen Augenärzte, die Oculisten, werden in der neuen Ordnung überhaupt nicht mehr erwähnt. Die anderen, die mit ihnen zusammen den Stand der „Schnitt- und Augenärzte“ ausmachten, werden kurz und bündig abgetan: „Herumreisende Bruch-

1. z.B. beschloß der Rat 1755, künftig keine Storger mehr zuzulassen, die auch nur das mindeste an innerlichen Medikamenten verkauften (Senatsbeschluß vom 29. Mai 1755, von Primarius Gladbach mehrfach zitiert, z.B. im Bes. Prot. B, S. 264).
2. QV. 12 und 13.
3. Vgl. MO 1811, QV. 13, Kap. 4, S. 28-41. Wundarzt, Chirurg und Barbier bedeutete in Frankfurt bis dahin das gleiche. Einzelheiten hierzu unten im Kapitel über die Wundärzte.
4. MO 1811, QV. 13, S. 15.
5. Ebenda, S. 38.

und Steinschneider sind als solche hier nicht zu dulden, indem sich in Frankfurt eine hinlängliche Anzahl geschickter Wundärzte zur Unternehmung des Bruch- und Steinschnittes vorfindet."¹ Die rechtlichen Möglichkeiten für das Praktizieren fremder Oculisten waren jedoch auch in der neuen Medizinalordnung, wenn auch unter verschärften Bedingungen, noch gegeben. „Auswärtige Wundärzte und Operateurs“ durften nach Ausweisung ihrer Fähigkeiten operieren, jedoch nur in den ihnen ausdrücklich erlaubten Fächern. Bei den wichtigen Operationen hatte ein Arzt oder Wundarzt anwesend zu sein². Auswärtige Ärzte „von hinlänglich bekanntem Ruf“ durften Patienten behandeln, mußten allerdings ihre Rezepte von einem in Frankfurt niedergelassenen Arzt mitunterzeichnen lassen³.

Daß sich ein Stand von „Augenärzten“, die weder Ärzte noch Chirurgen waren, über die Bestimmungen von 1810 hinweggerettet hat, zeigt der „Tarif zur allgemeinen außerordentlichen Erwerbsabgabe“ (zur Bestreitung der Kriegslasten, Primatische Verordnung vom 5. Sept. 1813)⁴, der eine besondere Rubrik „Augenärzte, Zahnärzte“ enthält. Sie haben in Frankfurt 10 fl., in den „Departementshauptstädten“ 6 fl. abzugeben, in Landstädten und Dörfern sind sie nicht vorgesehen. Die Summe entspricht der untersten Grenze der nach Klassen gestaffelten Abgaben der Frankfurter Ärzte und Chirurgen und ist gleich der Abgabe eines Landarztes⁵. Das heißt, die Finanzbehörde kennt

1. MO 1811, QV. 13, S. 84. Für Regensburg räumt der dortige Arzt J.J. Kohlhaas 1787 in seinem „Beitrag zur medizinischen Polizei“ (LV. 47, S. 93 f.) ein eigenes Kapitel ein. Ihr Vorhandensein nimmt er hin und erregt sich nur über ihre maßlosen Honorarforderungen. Im Kapitel von den Bruch- und Steinschneidern schreibt er: hätten unsere bürgerlichen Wundärzte teils mehr Gelegenheit, teils mehr Kunstliebe, so könnte den herumreisenden Operateurs, zum besten jener, der Zugang gar wohl versagt werden. Da es nun aber zum notwendigen Übel geworden ist, Bruch- und Steinschneidern den Zutritt zu gestatten“ (S. 95). Übrigens empfiehlt er als Richtsätze für die Belohnung diejenigen der Frankfurter „Reformation“.
2. Ebenda, S. 84.
3. Ebenda, S. 84.
4. Veröffentlicht im Intelligenzblatt (FAN), 24. Sept. - 1. Okt. 1813, der zitierte Teil 28. Sept.
5. z. Vgl. die Abgaben für Frankfurter: Ärzte 10 - 50 fl., Chirurgen 10 - 30 fl., Apotheker 50 fl., Barbieri, Hebammen, Tierärzte und Bandagisten je 10 fl.

noch Augenärzte als besondere Berufsgruppe, wirft sie aber mit den Zahnärzten in einen Topf. Die in Frankfurt damals an= sässigen Zahnärzte (es gab deren fünf bis sechs) bildeten aber bereits einen in sich geschlossenen, von der Medizinal= ordnung anerkannten selbständigen Berufszweig¹. Folglich gab es 1813 noch Oculisten (wenn auch nicht gesagt ist wieviele), die ihren Wohnsitz im Großherzogtum Frankfurt in größeren Städten hatten (was nicht ausschließt, daß sie ihre Kunst im Herumreisen ausübten), und deren Verdienst niedrig eingestuft wurde.

1817 wurde die Medizinalordnung für die nunmehr „Freie Stadt Frankfurt“ in neuer Form, jedoch inhaltlich fast unver= ändert neu herausgegeben². In der nächsten Medizinalordnung aus dem Jahr 1841³ wird der endgültige Übergang der Chirurgie an den Ärztestand für Frankfurt fixiert. Ihre Gebührenordnung enthält, als Zeugnis einer schnell sich entwickelnden Augen= heilkunde, bereits eine lange Liste augenärztlicher Leistun= gen.

1. Vgl. Wiegel, LV.87, S.89.

2. QV.14 und 15.

3. QV.16.

Die einzelnen Oculisten in der Reihenfolge ihres Auftretens.

Der erste Augenarzt in Frankfurt¹ wird im Rechenbuch von 1394 erwähnt: „2 fl. eim augenartzt, der Bechtram von Velvil [Vilbel] und etzlichen andern der stede dienern artztiete, als sie vor Wissenkirchen wont [verwundet] wurden“. ² Weiter erscheinen in den Akten des Stadtarchivs³: 1414 ein Meister Jost, Augenarzt; anonyme Augenärztinnen 1423 und 1427; jüdische Augenärztinnen 1428 (die Jüdin Serlin⁴), 1431 (anonym, ihr wird verboten, Geld auf Zinsen auszuleihen), 1436 und 1446 (anonym, eine wird aus der Stadt gewiesen, der andern eine Abgabe erlassen). 1476 ist ein „Conrad von Winsheim, Artzt, Hodensnijder und Augenartzt“ erwähnt. Hier sehen wir in Frankfurt zum erstenmal die für die folgenden Jahrhunderte charakteristische Vereinigung von „Schnittarzt“ (Bruch- und Steinschneider) und Augenarzt in einer Person⁵. 1487 und 1497 wird jeweils ein Augenarzt genannt; von beiden heißt es, sie seien beraubt worden. Von all diesen Augenärzten läßt sich genaues nicht angeben; am wahrscheinlichsten ist, daß es sich um reisende unstudierte Praktiker handelte.

Im Frankfurter Gewaltbuch von 1592 ist ein Oculist, Bruch- und Steinschneider namens M a c k verzeichnet⁶. Mack bittet um einen beglaubigten Schein über die Aussagen von vier Patienten, die er kuriert hatte, und zwar einen vom Blasenstein, einen vom Krebs an Kinn und Unterlippe und einen vom Bruch.

Im September 1645 richtete der Oculist, Bruch- und Steinschneider **Johann Georg G ü n t h e r** eine Bittschrift an den Rat, um für ein halbes Jahr den Schutz der Stadt zu erhal-

1. Vgl. zu diesem Abschnitt Artelt, LV.1, S.269 f.

2. Zit. nach Kriegk (Bürgertum im Mittelalter), LV.49, 1, S.38, Kriegk (Ärzte usw.), LV.50, S.2 und Kallmorgen, LV.45, S.207.

3. Vgl. Kriegk (Bürgertum), LV.49, S.13, 40-44, 49 und 52.

4. Vgl. Kallmorgen, a.a.O., S.278 und 412 f.

5. Hodenschneider: Bruchoperator. Noch um 1700 nahmen die Bruchschneider bei der Operation des Leistenbruchs und der Hydrozele den Hoden der betreffenden Seite mit fort, vgl. Heister, LV.28, 1, S.6.

6. „von Knittelfeldt aus der Steyermark“, vgl. Kallmorgen, a.a.O., S.345.

ten¹. Günther war aus Dresden gebürtig und wohnhaft zu Liegnitz in Schlesien. Seine Kunst hatte er von seinem Vater gelernt und sie von Jugend auf geübt. Man hatte ihm das Praktizieren während der Messe bereits erlaubt; jetzt wollte er sich mit den Seinen, da er „in ziemlicher quantität“ Medikamente dabei hatte, in ein Haus einmieten und „ab und zu auf die Märck hin und wieder reißen“. Da er abschlägig beschieden wurde, wandte er sich nach dem Ende der Messe nochmals an den Rat mit der Bitte, bis zur nächsten Frühjahrsmesse wenigstens in offener Herberge in der Stadt bleiben zu dürfen. Diesmal legte er, in eigens dazu von einem Frankfurter Notar beglaubigten Abschriften, sein Privileg von Kaiser Ferdinand II. und ein Zeugnis vom Dekan der Medizinischen Fakultät in Wien vor, auf Grund dessen er das Privileg erhalten hatte. Nach diesem Zeugnis hatte Günther sich freiwillig dem Examen gestellt; der Dekan hatte ihn in Gegenwart mehrerer Ärzte geprüft und ihn in seiner Kunst beschlagen gefunden. Außerdem legte er ein noch nicht vier Wochen altes Zeugnis der Stadt Nürnberg vor, welches ihm bescheinigte, daß er dort Kuren verrichtet habe und als Bürger angenommen sei. Der Rat verwies die Sache an das Sanitätsamt mit der Weisung, Erkundigungen anzustellen und eine Relation darüber zu verfassen. Zu diesem Zweck hielt das Sanitätsamt eine Sitzung ab, bei der eine ganze Reihe von Leuten befragt wurde. Zunächst beschwerten sich einige Barbieri im Namen aller, Günther nehme Schäden an, die ihnen zugehörten. Dann marschierten Zeugen auf, die schreckliche Dinge von Günthers Kuren zu berichten hatten. Einer Frau hatte er einen Trank gegeben, „davon sie über und unter sich etliche Tage purgieret“, kurz darauf starb sie. Für eine Kur der Epilepsie bei einem Kinde hatte er sich 18 Reichstaler ausbedungen und 8 davon bereits bekommen, das Kind jedoch so kuriert, daß es nachher jede Nacht drei Anfälle hatte, statt vorher einem. Ein Mann berichtete, Günther habe seiner Frau ein grünes Wasser auf die offenen Beine gelegt; sie bekam darauf fürchterliche Schmerzen und die Schenkel wurden „bis auf den Knochen

1. Den Beisassenschutz, kurz Schutz genannt, erhielt man auf dem üblichen umständlichen Amtswege. Beisassen hatten kein Bürgerrecht; sie durften Handel und Gewerbe treiben, aber z.B. keinen Grundbesitz erwerben, vgl. Wiegel, LV.87, S.24 f.

angefressen". Ein anderer berichtete, Günther habe sein Söhnlein am Blasenstein schneiden wollen, „weilen er aus dem Harn solches geschlossen"; als Lohn waren 32 Rtlr. abgemacht worden. Bei der sehr blutigen Operation habe er aber keinen Stein gefunden und vorgegeben, es sei ein Gewächs in der Blase gewesen, das er zerdrückt habe. Die Physici kamen zu dem Schluß, Günthers Verhalten sei strafwürdig, da er nicht bei seinen Sachen, nämlich „Augenstaare zu würcken, Bruch und Steine zu schneiden," bleibe und mehr Schaden anrichte als nütze. Der Rat befristete daraufhin Günthers Aufenthalt bis Martini (11. November). Günther richtete noch eine geifernde Supplik an den Rat, er sei nicht zur Sache gehört worden, und beweisen könne man ihm auch nichts; erst neulich habe man von einer Anklage gegen einen Juden von den 36 Artikeln die Hälfte gleich wieder fallen lassen müssen. Überdies habe er noch viele Patienten mit „starken und harten Augenfellen"¹ und Brüchen, die er in so kurzer Zeit unmöglich kurieren könne. Er wurde jedoch ohne weiteren Kommentar abgewiesen².

Im August 1669 bat der „Oculist, Leib-, Bruch- und Wundarzt" Johann R e g e l (ius) aus Jägersdorf in Oberschlesien schriftlich, mit beigefügten Attesten über glückliche Kuren, während der kommenden Messe seine Kunst „nicht allein äußer- sondern auch innerlich bei Patienten" ausüben zu dürfen. Er fügt hinzu: „wie wohl dergestalt gemeint bin, daß, ehe und bevor ich meine Kur glücklich verrichtet, mir einigen Pfennig nicht gereicht werden sollte".³ Er war recht lange da, denn im Gewaltbuch findet sich am 6. Dezember desselben Jahres: „Regeln, Johann, Oculisten, ist ein Attestatum von allhiesigen jüdischen Baumeistern

1. Augenfelle: Flecken, Trübungen.
2. Der ganze Vorgang in einem Aktenbündel im StA, (Sign.: Ubg C 51/T) ohne Blattnummerierung, enth.:
 - a) Supplikation vom 9. Sept. 1645,
 - b) Suppl. v. 2. Okt., Anlage A-C (beglaubigt am 29. Sept. 1645 von Notar Barth. Jordany):
 - A das Wiener Zeugnis v. 30. Aug. 1642,
 - B das Privileg v. 2. Sept. 1642,
 - C das Zeugnis von Nürnberg v. 30. Aug. 1645
 - c) Sitzungsbericht (Kopie aus dem Protokollbuch vom 15. Okt.)
 - d) Suppl. v. 30. Okt. (Vermerk: abgeschlagen).
3. MA 18, fol. 2 (Atteste nicht erhalten).

corrobiert worden, vermöge Konzept".¹

Von Anna Margaretha W i e d e m ä n n i n , die sich zwischen 1670 und 1676 in Frankfurt aufhielt und hauptsächlich „offene Schäden“ kurierte, sind Augenkuren nicht bekannt. Sie wurde wegen zweier unglücklich verlaufener Fälle ausgewiesen, und da sie sich widersetzte, inhaftiert und mit Gewalt fortgeschafft².

1698 bat der „kaiserlich privilegierte, fürstlich Württembergische Leibchirurg, Bürger und Barbierer zu Nürnberg“ Johann Michael S u t o r i u s den Magistrat, ihm auf Aussagen einiger von ihm wiederhergestellter Patienten ein Zeugnis auszustellen. Dieses Zeugnis bescheinigt ihm u.a., er habe der Frau eines Schuhmachers ein Gewächs von der Form eines halben Taubeneies über dem linken Auge „glättlich abgenommen“.³

Zur Berühmtheit und zu einer geradezu einmaligen Volkstümlichkeit brachte es der „Doktor“ E i s e n b a r t . Sein Name, schon zu seinen Lebzeiten stellvertretend für seinen Beruf gebraucht⁴, ist ja noch heute jedem geläufig. Johann Andreas Eisenbart (1663-1727) aus Oberviechtach zog ein Leben lang mit einem großen Gefolge von Dienern, Komödianten und Musikern von Ort zu Ort, um seine Arzneien zu vertreiben und zu operieren. Vieles an seinem Treiben scheint uns heute an Betrug zu grenzen. „Als unbestreitbare Tatsache muß anerkannt werden, daß Eisenbart nicht bloß ein unternehmungslustiger, praktischer und rühriger Mann von natürlichem Verstand gewesen ist, sondern auch ein geschickter und tüchtiger Operateur mit sicherer Hand, der die Kollegen seiner Zeit in mehr als einem Stück hinter sich ließ“.⁵

Eisenbart bereiste vorwiegend die nördliche Hälfte Deutschlands und erwarb sich nach und nach zahlreiche Zeugnisse und

1. Zit. nach Kallmorgen, LV.45, S.378.

2. Vgl. Feis, LV.18, und Stricker, LV.82, S.107-109.

3. MA 15, fol.195 f. Es muß offen bleiben, ob Sutorius als Barbier in Nürnberg ansässig war oder wie Günther als ein im Grunde heimatloser Operateur durch einen Aufenthalt dort Bürgerrecht erworben hatte, was z.B. in Frankfurt kaum möglich gewesen wäre.

4. Vgl. Richel, LV.70.

5. Mitzschke, LV.65, S.313.

Privilegien¹. Von seinem Gastspiel in Frankfurt 1700/1701 berichtet Lorenz Heister in seinen „Medicinischen Wahrnehmungen“. Heister begann sich als Siebzehnjähriger, nach abgeschlossener Schulzeit, für Medizin zu interessieren und schaute oft den fremden Operateuren zu, die sich in der Nachbarschaft und zeitweilig auch in seines Vaters Haus, dem Gasthaus „zur Stadt Darmstadt“, eingemietet hatten. Was ihm bemerkenswert erschien, schrieb er auf, so auch verschiedene Operationen Eisenbarts während der Ostermesse 1700 und 1701. Eisenbart operierte 1701 auf offener Bühne bei der Mehlwage drei Starblinde, von denen allerdings nur einer nachher wieder einigermaßen sah; die anderen beiden blieben blind². Die übrigen blutigeren Operationen scheint er, wie später auch in Darmstadt, im Zimmer ausgeführt zu haben.

Im Frühjahr 1704 war Eisenbart in Kassel, wo er damals vermutlich sein hessen-kasselisches Privileg erworben hat. Im Juni schickte er zwei Diener nach Wetzlar voraus, um dort eine Bühne (auf dem Buttermarkt, da der eigentliche Markt schon von einem anderen Wanderarzt besetzt war) aufschlagen zu lassen. Dort angekommen, ließ er einige Tage lang Komödie spielen, und zwar „eine böse Verspottung des Gerichtswesens“. Das Reichskammergericht, damals nach Wetzlar verlegt und in inneren Schwierigkeiten befindlich, fühlte sich getroffen. Eine der sich streitenden Parteien beschuldigte die andere, den Eisenbart angestiftet zu haben. Es gab einen Skandal, der bis vor den Kaiser und den Reichstag in Regensburg gebracht wurde. Eisenbart ließ seine Bühne abbrechen, blieb aber noch bis in den Juli hinein da³.

Im August 1704 hielt Eisenbart sich in St. Goar auf⁴. Zur Herbstmesse kam er nach Frankfurt und schlug seine Bühne wieder bei der Mehlwage auf. In bombastischen Zeitungsanzeigen meldete er seine Ankunft und seine neuesten Erfolge. Danach will er, neben anderen Operationen, einen sechzigjährigen Müller an beiden Augen operiert haben, so daß dieser sofort alle Anwesenden erkennen konnte, sowie eine Frau aus Sachsenhausen, die drei Jahre blind gewesen war. Er offerierte „ein unbekann-

1. z.B. über verschiedene sächsische Territorien, Braunschweig-Lüneburg, Hessen-Kassel. Seit 1716 nannte er sich „königl. preußischer Hofokulist und Rat“, vgl. Mitzschke, a.a.O.
2. Vgl. Heister, LV.28, 1, S.2-8. Weitere Einzelheiten vgl. auch unten S.164
3. Vgl. Mitzschke, LV.65, S.307, und Kopp, LV.48.
4. Vgl. Esselborn, LV.16, S.151.

tes Unguentum nebst rarem Augenwasser in alle rotfließige, rin-
nende Augen, wann sie auch viele Jahre gewähret, wieder zu ku-
rieren, ein Büchlein vor 1 Reichstaler, ingleichen das Wasser".¹
Ein Diener, der ihm angeblich in Frankfurt entlaufen war, trug
eine braune Livree mit versilberten Knöpfen, ein blaues Kamisol,
eine kurze braune Perücke und einen mit silberner Tresse einge-
faßten Hut². Im Januar und Februar 1705 finden wir Eisenbart
noch einmal ganz in der Nähe, in Darmstadt, nachdem er inzwi-
schen in Koblenz gewesen war. In beiden Orten strich er beson-
ders seine Steinoperationen heraus. Auf einem Abstecher nach
Großmstadt will er in Gegenwart der Stadtärzte und eines zahl-
reichen Publikums einen apfelgroßen Blasenstein glücklich her-
ausgenommen haben³.

In den Jahren 1724-30 kam der „Operator“ Johann Franz
F ü c h s l e i n aus der Schweiz regelmäßig zu einer oder zu
beiden Messen nach Frankfurt. Er pflegte in einem Privatquar-
tier abzusteigen und seine Ankunft durch relativ schlichte Zei-
tungsanzeigen bekanntzumachen⁴. 1722 war Fuchslein schon ein-
mal mindestens vier Monate lang in Frankfurt gewesen. Im Janu-
ar 1722 bat er um Aufnahme in den Beisassenschutz. Sofort be-
schwerten sich sämtliche Chirurgen, er und andere hielten sich
nicht an die „zu ihrem Vorteil gemachte Ordnung“. Die Sache
wurde an das Sanitätsamt verwiesen und Fuchslein „ad protokol-
lum konstituiert“. Zuletzt beschloß der Rat: „Solle man es bei
der von Löbl. Officium Sanitatis dem Fuchslein beschehenen Ad-
monition lassen“, das heißt, man hatte nichts stichhaltiges ge-
funden. Den Schutz bekam er allerdings nicht⁵. Nach seinen An-
zeigen operierte Fuchslein Stare, Blasensteine, Brüche und Ha-
senscharten. Er pries seine neuartigen Bruchbänder an und warnte

1. Zit. nach Artelt, LV.1, S.271.

2. Vgl. ebenda, S.271.

3. Vgl. Esselborn. LV.16, S.151 f.

4. Zahlreiche Anzeigen in den FAN 1725-30, z.B. 20.Sept.1725
und 3.Apr.1728. Dietz (LV.13, S.27) berichtet über die An-
zeigen von Heilkünstlern im ersten, nicht mehr erreichba-
ren Jahrgang der FAN (1722): „Den Reigen eröffnet Zahnarzt
Faucon ... Als nächster findet sich ein erfahrener Opera-
tor aus der Schweiz.“ Es ist fast sicher, daß es sich um
Fuchslein handelt.

5. Bürgermeisterbuch 1722, fol.144 a/b (19.Jan.), fol.175 b
und 176 a (11.März) und fol.194 a (15.Apr.).

immer wieder vor den liederlich gemachten Bändern von Stümpfern und „Nahm-Chirurgis“, die lebensgefährlich seien, weil die Brüche darunter zunähmen.

In den Frag- und Anzeigungsnachrichten (FAN) vom 15. März 1725 findet sich eine Anzeige von einem „der Medizin ergebenen sicheren Freund“, der aus purer Nächstenliebe allerlei Krankheiten, darunter auch gebrechliche Augen, kuriert und nichts dafür verlangt, sondern „es auf die Generosität des Patienten ankommen“ läßt¹.

Ein „weltberühmter Operator, Oculist, Stein- und Bruchschneider“, Johann Michael G a t t u n g , empfiehlt sich zur Herbstmesse 1726². Er gibt an, er habe schon vor 23 Jahren in Frankfurt, Hanau und Mainz schöne Kuren verrichtet³.

Im Dezember 1729 konnte man folgendes in den Frag- und Anzeigungsnachrichten lesen:

„Avertissement“

Mit Bewilligung einer Hohen Obrigkeit
Nützlicher Bericht u. Nachricht, vor Reiche u. Arme, wie auch Preßhafte, und besonders einen Jeden.

Kund und Wissen tut einem Jeden, daß dieser Edelmann wie-der restituiert ist von seiner Kranckheit, in dem großen Theil Europa, wegen seines unfehlbaren Mittels vor das Gesicht, Wehe u. Schmerzen der Augen sehr berühmt ist, Er hat mit der Gnade Gottes mehr als 50 000 [sic!] Personen curirt, sowohlen an Blindgebohrne, als auch andere, die bis 30 und 40 Jahre blind gewesen waren, worin viele deren Personen ungenessbar, oder uncurabiles von denen Oculisten waren geurtheilet. Er ist kein Medicus, Operator und Chirurgus, bedienet sich keines Instrumentes, sondern Siebenerley Wasser, solche Wasser curiren alle Inflammation oder Flüsse, Jucken, Beissen und Rinnen der Augen, vor die welche [verdrückt]-sichtig, und ein schlecht Gesicht haben, es seye von Studien oder Arbeit, vor den Staaren, und die, so dessen Cur haben ausstehen müssen, vor diejenige, die mit denen Brüllen behaft sind, und die das Gesicht gut haben, die conserviren, und vor alle Mängel die von denen Kinder-Blattern herrühren, und von Altherthum, mit einem Wort, er curirt alle Mängel der Augen, welche zu curiren sind, welche man mag zehlen biss 180, Er sagt einem Jeden, ob der Mensch zu curiren ist oder nicht: Er curiret alle arme Menschen um Gottes Willen, die Reichen zahlen nur das Wasser, diejenige, die da nicht contant sind, das Wasser gleich zu bezahlen, oder bange sind, dass er mit dem Geld fortziehe, wie es schon gar Viele

1. Vollständig abgedruckt in: Belli, LV.5, 1, S.64 f.

2. FAN 21.Sept.1726.

3. Der merkwürdig lange Zeitraum ist vielleicht durch Ungeschick des Setzers aus „vor zwei, drei Jahren“ entstanden.

getan haben. Er offeriret und verspricht das Wasser zu geben gegen Obligation eines jeden Hand, wenn einer genesen ist, Geld, ehe und bevor aber einer genesen ist, begehrt er keines, er seye dann genesen, und zwar wann er von Wien, alwohin er zu reisen gesinnet, und wieder zurück kompt, alsdann wille er das Geld ablängen. Auch besucht er auf Begehren den Armen wie den Reichen, so nicht ausgehen können, in ihren Behausungen.

NB. Sein Quartier oder Logie alhier ist bey Hrn. Johann Peter Wagner, Koch und Tracteur, in Gasthaus zum Landburg, unter dem Bogen der Ziegelgass an der Bockgass gelegen, wohnhafft, anbey dienet zur Nachricht, dass er sich nicht lange mehr alhier aufhalten noch verbleiben wird." ¹

Aus jeder Zeile dieses Machwerks schaut der Charlatan heraus. Man glaubt, eine Jahrmarktsrede zu hören: eine Suada ohne Verschnaufpause, in vielleicht absichtlich wegen des fremdartigen Eindrucks gebrochenem Deutsch, mit suggestiven Wiederholungen („einen Jeden“) und Zahlenzauber („fünf-zig-tausend kuriert.....dreißig und vierzig Jahre blind.....siebenerlei Wasser.....ein-hundert-achtzig Mängel der Augen“). Der „Edelmann“ scheut sich nicht, seine Kollegen schlechtzumachen und versucht, von ihnen abzurücken und vornehm und uneigennützig zu erscheinen: „Derselbe ist kein Medicus vielweniger ein Chirurgus, Oculist, oder etwann ein Operateur und aus den Niederlanden gebürtig, dieses Augen-Geheimnuß von seinem Adelichen Geschlecht, so solches bei die 300 Jahr lang bereits besessen, überkommen".² 1737 kündigt derselbe Edelmann an, dass er sein Wasser in Frankfurt in Kommission gegeben habe („die Gebrauchs-Zettul seynd allda umsonst zu haben“), weil er verreist sei und sich in andere Dienste begeben habe³. Im September und Oktober 1741 ist er („eine gewisse Person adelichen Standes"⁴), an seinen typischen Anzeigen leicht zu erkennen, wieder in Frankfurt.

Zur Oster- und Herbstmesse 1732 und noch einmal im Frühjahr 1734 machte ein „Medicinae Practicus“, Johann Georg Herrlitzsch, Bürger von Augsburg, viel Wind mit Zei-

1. FAN 9.Dez.1729.

2. FAN 26.Sept. und 6.Okt.1741.

3. FAN 22.Nov.1737 in der Rubrik: „Sachen, die zu verkaufen.“

4. Andere „sichere Freunde“ und „gewisse Personen“, auch angeblich von Adel, die meistens innere Leiden kurieren, finden sich um diese Zeit in den FAN ziemlich häufig.

tungsanzeigen und gedruckten Flugzetteln¹. Er beteuert wortreich, daß er nur aus „Liebe und Treue und treuem Herzen“ seinem Nächsten ganz uneigennützig helfen will. Für ein „aufgeräumtes Haupt“ sorgt sein „Indianisches Sal Volatile, welches ein flüchtiger Geist ist, in dem Haupt und immediat die zarten Luftröhren eröffnet durch ein oder zwei Niesser“.² Wenn man es morgens aufschnupft soll es, wie er versichert, so wunderbar wirken, „dass also mein Nächster Zeit seines Lebens vor Fell und Star samt dem Gehör und mehr harten Zufällen, die aus dem Haupt entstehen, sicher und frei sich stellen kann“.³ Die Dosis kostete einen Reichstaler, man konnte aber auch kleinere Mengen von 3 Batzen an haben. Herrlitzsch hatte noch viele andere Mittel, z.B. „ein kostbares Hauptpulver, vor die Augen und das Gedächtnis zu stärken, daß man keine Brillen mehr nötig hat“.⁴ Anfang Juni bat Herrlitzsch um den Beisassenschutz bis zur nächsten Messe. Gleichzeitig hatten die Physici eine Eingabe gegen ihn und andere „Medicastos“ gemacht und um deren Fortschaffung gebeten. Der Rat entschied, man solle dem Herrlitzsch den Schutz abschlagen und den Physicis „gegen diesen und andere allerdings an Handen gehen“.⁵ Im Mai 1734 verkündete Herrlitzsch, er offeriere hiermit zum letztenmal seine Medizinen, da er sich in seiner Vaterstadt Augsburg zur Ruhe setzen werde⁶. Einen Monat war er noch da, dann hört man von diesem Menschenfreund nichts mehr.

Johann Friedrich F r o m m , „kaiserl. privilegierter Oculist, Rupturista, Curator corporis und Medicinae Practicus“ aus Bamberg, hielt sich während der Ostermessen 1732 und 1734 in Frankfurt auf. Er empfieng die Patienten, die ihren Urin

1. Die folgenden Angaben stammen aus H.'s zahlreichen Anzeigen in den FAN 1732 und 1734. Eine von ihnen (8.Apr.1732) ist in Belli, LV.5, 2, S.2 f. buchstabengetreu wiedergegeben.

Die Bezeichnung „Med.Pract.“ war eigentlich die gewöhnliche Berufsbezeichnung des approbierten Arztes, wobei man den Dokortitel wegließ. Sie wurde aber auch von vielen Wanderärzten ganz ungeniert geführt.

2. FAN 8.Apr.1732.

3. FAN 27.Apr.1734.

4. FAN 16.Sept.1732.

5. Bürgermeisterbuch 1732, fol.201 b/ 202 a (3.Juni).

6. FAN 6.Mai 1734.

mitbringen mußten, in seinem Quartier und gab ausdrücklich bekannt: „Er reitet oder stehet auf öffentlichem Markt oder Stellen nicht aus.“¹

Im November 1732 bat der Operateur Johann Georg F u c h s in einer Supplikation, seine Kunst „öffentlich exerzieren und praktizieren zu dürfen“ und versprach, sich so zu „conduisieren“, daß keine Klage „mit Fundament“ gegen ihn solle geführt werden können. Er fügt dem Gesuch einen Abdruck seines Privilegs von Kaiser Karl VI. bei. Dieses Privileg hatte er 1729 auf Grund seiner von vielen Ländern und Städten, „auch etlichemal in vornehmen Städten von den Collegiis Medicorum“ ausgestellten Zeugnisse, besonders aber eines Examenbriefes der Medizinischen Fakultät in Wien, erhalten. Der Fakultät in Wien hat er sich „zu einer Hauptprob seiner Wissenschaft“ freiwillig gestellt und war „für einen tauglichen und erfahrenen Oculisten, Stein-, Bruch- und Wundärzten“ erkannt worden².

Das Privileg weist nach dem stets gleichen Muster alle Obrigkeiten im Reich an, den Fuchslein samt seinen Leuten, Pferden, Wagen und allen seinen Sachen unversehrt passieren und ihn seine Kunst allerorten, auf den Messen und außerhalb derselben, „auf oder ohne dem Theatro“ frei und ungehindert ausüben zu lassen. Das Privileg erstreckt sich auch auf seine Medikamente. Er darf im Reich „in- und außerhalb der freien Messen, Jahr- und Wochenmärkte, sowohl an Sonn- und Feier- als auch Werktagen, öffentlich und im Haus, innerliche und äußerliche Remedia als nemlichen seine Universalpillulen, ... 7 Medikamente, auch alle von ihm erfundene Arzneien und zu seiner erlernten Kunst gehörigen Medikamente, ohne alle Verhinderung frei öffentlich verkaufen, führen und gebrauchen“. Das „auf oder ohne dem Theatro“ ist ein Zusatz, den ich in den anderen mir bekannten Privilegien nicht gefunden habe. Fuchs machte jedenfalls von der Erlaubnis Gebrauch: „Noch 1742 produzierte sich auf dem Hamburger Herbstmarkt ein mit kaiserlichen Privilegien versehener Arzt namens Fuchs unter Mitwirkung eines Hanswursts und dreier Heiducken mit allerlei Sprüchen und Possen, wobei es sogar zu einem Tumult der von ihm und seinen Leuten verspotteten Schneidergesellen kam.“³

Seit etwa 1733 praktizierte in Frankfurt während der Messen Johannes V o g e l aus Hohenlohe-Vettelbach⁴. Er nannte sich

1. FAN 19. und 29.Apr.1732, außerdem 4.Mai 1734.
2. Ratssuppl. 1732/2, fol.598 f. (Suppl. v. 4.Nov.1732) und fol.600 (Privileg, ausgestellt am 5.Nov.1729).
3. Hampe, LV.25, S.108.
4. Laut Anzeige in den FAN (12.Apr.1743) war Vogel schon seit 20 Messen, also 10 Jahren, jeweils zur Messe in Frankfurt, also nicht erst seit 1739, wie Wiegel (LV.87, S.14) annimmt.

„Kurpfäzischer Zahn- und Augenoperator“ und trat vor dem Publikum unter dem Namen „Waltmann“¹ auf, gelegentlich nannte er sich auch einen „Kräuterarzt“. Zur Ostermesse 1739 war er drei Wochen lang da und bat nachher den Magistrat um ein Zeugnis über einige kürzlich von ihm in Gegenwart von Ärzten glücklich ausgeführten Augenkuren. Es handelte sich um drei Frankfurter Bürger, die elf, sechs und drei Jahre blind gewesen waren; vermutlich hatte er an ihnen den Starstich vorgenommen. Der Rat verwies die Sache an das Sanitätsamt mit der Weisung, das Zeugnis auszustellen, wenn die Angaben auf Tatsachen beruhten². 1743 meldete Vogel in den Frag- und Anzeigungsnachrichten, er habe in Frankfurt fünf Personen kuriert, die bis zu zehn, elf Jahren stockblind gewesen seien³. 1747 (oder 1746) wurde ihm auf Grund einer Empfehlung des Primarius le Cerf, und weil er schon seit langem bekannt war, gestattet, „öffentlich auszuweisen und seine Kunst zu exerzieren“, mit der ausdrücklichen Auflage, keine innerlichen Medikamente auszugeben⁴. Von hier ab erfahren wir über ihn nichts mehr⁵.

Ein fürstlich-mecklenburgischer Operator namens M o l z warnte im April 1740 das Publikum vor einem ihm entlaufenen

1. FAN 12.Apr.1743. In den Akten steht: „Vogel, sonsten Waldmann genannt“ (MA 18. fol.6 a). „Waldmänner“ nannte man die Kräuterärzte und -händler, vgl. die „Reformation“, QV.11 g, S.22. „Waltmann“ als Übername bei einem Wanderarzt vor 1700 vgl. Johnsson, LV.39, S.256.
2. MA 18, fol.9 und 10 (21.Apr.1739) und Bürgermeisterbuch 1739, fol.133 b (21.Apr.).
3. FAN 12. und 16.Apr.1743.
4. In dem betreffenden Ratsprotokoll (MA 18, fol.6) ist als Datum der 9.Sept.1747 angegeben, in dem gleichfalls erhaltenen „Attestat“ des Primarius (MA 18, fol.8) jedoch der 9.Sept. 1746. Dieses Zeugnis galt übrigens mit für einen Sohn Vogels, der ihn damals begleitete, aber an keiner anderen Stelle erwähnt ist.
5. Vogel hat, wenn wir seinen eigenen Angaben glauben wollen, mindestens 13 Jahre lang ziemlich regelmäßig während der Messen in Frankfurt praktiziert. Er hat in dieser ganzen Zeit nur einmal zwei Anzeigen in eine Zeitung setzen lassen. Die amtlichen Quellen sind so spärlich, daß auch sie nur zwei kurze Episoden aus dieser Zeit erfassen. Es ist wichtig, diese Tatsachen festzuhalten, da sie auf eine ähnlich lückenhafte Erfassung der Vorgänge in den meisten anderen Fällen schließen lassen.

Knecht, der Medikamente in seinem Namen verkaufen könnte¹.

Im Juli/August 1741 hielt sich „der berühmte französische Zahn- und Augenarzt“ Carl Anthon A n d r i e n einen Monat lang in Frankfurt auf. Er hielt täglich von 8 bis 12 und von 2 bis 5 Uhr Sprechstunde im Haus des Zuckerbäckers Bettbier in der Schnurgasse. Er hatte vorher den Magistrat schriftlich um Erlaubnis gebeten, in einem Bürgerhaus wohnen zu dürfen, mit der Begründung, er sei von einigen bei dem französischen Gesandten, dem Marquis de Bellisle, „engagiert seienden Patronen resp. guten Freunden“ gerufen worden, damit er einigen Augenkranken helfe, es sei aber im Hause des Herrn Marquis kein Platz mehr².

Im gleichen Quartier wohnte beinahe anschließend „der bei allen vornehmen Städten und Höfen Europas bekannte Oculist“ Francois V o y a g a n t, um „blinde und andere schadhafte Personen zu kurieren, denen er auch durch Gottes Gnade das verlorene Gesicht zuwegen gebracht“. Er machte bekannt, er werde zwei Monate bleiben und nicht eher wieder abreisen, als bis er alle vorgenommenen Kuren beendet habe³.

Zur Ostermesse 1742 kam, offenbar von der Hofhaltung des eben erst gekrönten Kaisers Karl VII. angelockt⁴, die „Operatrin, Leib- und Wundärztin“ Maria Francisca Charlotta G e h r i n g i n angereist. Sie hatte ihre Kunst von ihrem Vater, dem „weiland berühmten“ Oculisten, Stein-, Bruch- und Wundarzt Franz Gehring gelernt⁵. Als Herkunft gab sie stets

1. FAN 30. April 1740.

2. FAN 1. Aug. 1741, Ratssuppl. 1741/2, fol. 418 f. (18. Juli 1741), Bürgermeisterbuch 1741, fol. 356 a (18. Juli). 1754 durfte Andrien 4 Wochen in Zürich praktizieren, da man dort fand, er habe in seiner Kunst alle erforderliche Geschicklichkeit. Es wurde ihm sogar das Spital zur Verfügung gestellt, wo sich ärmere Patienten nach der Operation einige Tage erholen konnten (Wehrli, LV. 83, S. 88).

3. Gleichlautende Anzeigen in den FAN am 12., 14. und 16. Sept. 1741. Vollständig abgedruckt in: Belli, LV. 5, S. 119.

4. Karl VII. von Bayern residierte nach seiner Krönung am 12. Sept. 1742 über ein Jahr lang in Frankfurt. Vorübergehend wurde auch der Reichstag nach Frankfurt verlegt (vgl. Bothe, LV. 6, S. 502). Nach seinem Tode 1745 wurde Franz I. zum Kaiser gewählt.

5. Der Oculist Gehring, der nach ihr in Frankfurt war, könnte ihr Bruder gewesen sein.

an: „aus dem Hochadl. Ritterstift Comburg bei Schwäbisch Hall gebürtig“, als ob sie selbst von Adel wäre. Später in der Schweiz legte sie sich ein „de“ zu und ließ sich „Madame de Gehring“ anreden¹. Sie hatte sich bereits viele Zeugnisse und Privilegien erworben, besonders ein Privileg von Marschall de Broglio über das gesamte Elsaß, ein Privileg für das Herzogtum Württemberg, das sie auf Grund eines Examens vor der Medizinischen Fakultät in Stuttgart erhalten hatte, sowie ein Zeugnis der Stadt Straßburg, wo sie die letzten vier Jahre gewohnt hatte². In einer Eingabe an den Rat bat sie, drei Wochen in ihrem Quartier und in die Häuser Medizinen ausgeben und Kuren und Operationen verrichten zu dürfen, „aber nicht öffentlich, wie die geschwätzigte Landfahrer und Marckschreyer zu thun pflegen“. ³ Zwei Jahre vorher hatte man sie schon einmal abgewiesen und ihr zu verstehen gegeben, „dass ihr als einer Weibsperson keine Praxis medica jemalen würde erlaubt werden können“. ⁴ Diesmal legte sie fünf Zeugnisse bei und schrieb dazu, sie habe viele Proben ihrer Wissenschaft abgelegt, an ihrer Aufführung sei nie etwas ausgesetzt worden, „sondern vielmehr ohne Prahlerei und Ruhmredigkeit sagen kann, dass viele hochgelehrte und experimentierte Männer, so die Gnade Gottes und außerordentlichen Gaben der Natur an mir als einem Weibsbilde nicht genugsam bewundern und preisen können, meiner Geschicklichkeit Applausum geben“. Sie unterschrieb sich „Med. Doct.“. Der Rat gab die Angelgenheit wie immer zunächst an das Sanitätsamt weiter⁵. Die Physici waren empört: Es sei in der Stadt an promovierten und qualifizierten Ärzten kein Mangel; wenn man schon „dem gemeinen Mann und Bauersleuten zu Gefallen“ zu Meßzeiten den „Waldmännern und Historiern“ den Aufenthalt gestatte, so sei „solches doch auf Weibspersonen, die zur Nählade und Spinnrocken gehören, um so weniger zu extendieren..., als es honetten Medicis zum größten Despect ihrer erlangten

1. Vgl. Wehrli, LV.86, S.89.

2. Vgl. Ratssuppl. 1742/1, fol.247,249-51 und 1745/1, fol.223 f. und 388 f.

3. Ratssuppl. 1742/1, fol.247 f. (Suppl. v. 3.Apr.).

4. Ebenda fol.303 a.

5. Bürgermeisterbuch 1742 fol.101 a/b (3.Apr.).

Dignation, und in der Hauptsache nur zu unverantwortlichen gewissenhaften im Eifer für „gewissenlosen“ Vergehungen gereicht“. Sie geben der Hoffnung Ausdruck, der Rat werde jetzt und künftighin solche Personen seiner Protektion nicht würdigen¹. Daraufhin beschloß der Rat: „Solle man der Gehringin das Gesuch abschlagen und sie nicht weiters dulden.“² Aber die „Jungfer Göhringin“ gab sich nicht geschlagen. Sie brachte es fertig, von dem in Frankfurt weilenden Kaiser ein Privileg, ohne eine weitere Prüfung bloß auf Vorlage ihrer Zeugnisse, zu erhalten. Ein solches Privileg war an sich ein direkter Befehl des Kaisers an alle Untertanen, den Besitzer die darin ausgesprochenen Rechte ungehindert ausüben zu lassen³. Für gewöhnlich gaben die Frankfurter ihren eigenen Gesetzen den Vorrang; diesmal aber, wo sie ihren obersten Herrn in den eigenen Mauern hatten, war das etwas anderes. Als die Gehringin ihr neues Privileg in beglaubigter Abschrift eingereicht hatte, vermerkt das Ratsprotokoll nur: „Solle man es aufs Archiv legen“.⁴ Sofort ließ sie ihre Flugzettel austeilen⁵, und ein paar Tage später ließ sie in die Zeitungen setzen: „Maria Francisca Gehringin berühmte Medicin Doctorin, so von Ihro Röm. Kaiserl. Majestät Carolo VII. allergnädigst privilegieret ist, tut hiermit zu wissen, was gestalten sie viele Arcana und Geheimnisse besitzt, wodurch sie so inner- als äußerliche Gebrechen und Krankheiten in Geschwindigkeit und auf eine subtile Art gründlich kurieret“.⁶ Sie erbot sich auch zur Heilung von „allernhand Blindheit der Augen, wann sie gleich 5, 10, 12 und mehr Jahre gewähret“, von Staren und „Hirnfellen“, auch wenn sie einer von Mutterleib an gehabt hätte.

1. Ratssuppl. 1742/1, fol.303 f. (Schreiben der Physici vom 10.April).
2. Bürgermeisterbuch 1742 fol.108 a (10.April).
3. Ratssuppl. 1742/1, fol.249-51 (Kopie des am 18.April 1742 ausgestellten Privilegs. Es hat, von persönlichen Besonderheiten abgesehen, den gleichen Wortlaut wie das von Fuchs, vgl. oben S.35. Die wichtigsten vorgelegten Zeugnisse sind in beiden angegeben).
4. Bürgermeisterbuch 1742 fol.187 b (31.Mai).
5. Vgl. FAN 5. und 15.Juni 1742
6. Vgl. ebenda. Die Anzeige ist vollständig abgedruckt in: Belli, LV.5, 3, S.8. Weitere Anzeigen in den FAN: Sept. bis Dez.1742, Apr.1743, Sept.1745, April und Sept.1746, Sept. 1747 und April 1748.

Eine solche Kur ist uns aus Zürich bekannt, wo sie 1753 einen durch die Kinderblattern erblindeten Knaben, den zwei dortige Chirurgen sowie der Oculist Hillmer bereits für unheilbar erklärt hatten, behandelte. Sie gab jeden Tag Pulver und alle sechs Tage Latwergen ein, die Augen wurden jeden Tag mit Salbe behandelt. Die Krankenbesuche machte nur ihr Bedienter. Der Vater des Knaben bemerkte eine Besserung und machte eine Eingabe an die Regierung, es möchte der Madame de Gehring gestattet werden, solange zu bleiben, bis sein Sohn geheilt sei. Vorher war ein Honorar ausgemacht worden, das nur im Besserungsfalle gezahlt zu werden brauchte¹.

Den Star operierte sie. 1748 gab sie einige ihrer kürzlich ausgeführten Operationen bekannt: sechs Blinde hatte sie wieder sehend gemacht, darunter ein Kind und ein neunzehnjähriges Mädchen, alle aus der Umgebung von Frankfurt und Mainz. Bemerkenswert ist, daß sie auch Hasenscharten operierte, und zwar an Kindern im Alter von einem bis sechs Jahren. Sechs solcher kleinen Patienten führt sie namentlich auf; eine große Zahl an solchen „förcchterlichen Mäulern“ will sie bereits früher kuriert haben². Neben vielen anderen Krankheiten, erbot sie sich auch, venerische „ohne Salivation“ und Trinken von „ekelhaften Holztränken“ in zwei bis vier Wochen zu heilen³. Sie empfing die Patienten in ihrem Logis. Scheute sich jemand, sich an sie selbst zu wenden, so konnte er sich ihrem Bediensteten anvertrauen. Auswärtige brauchten nur Alter, Temperament und Zustand zu berichten, so wurde ihnen die richtige Medizin zugesandt.

Die Doktorin blieb weiter in Frankfurt, zunächst in einem Privatquartier, dann im Gasthaus „zum Wilden Mann“. In Abständen ließ sie Ihre Anzeigen in den Zeitungen erscheinen. Zwischen durch machte sie Abstecher in die Umgebung, z.B. nach Mainz und nach Hanau und das umliegende Gebiet im Sommer 1742. Zu Anfang des Jahres 1745 wollte sie nach München gehen, wurde aber durch den „allerhöchsten Todesfall“ Karls VII. davon abgehalten. Im Februar 1745 kam sie um die Erlaubnis ein, sich

1. Vgl. Wehrli, LV.86, S.89.

2. FAN 23.Apr.1748.

3. Die Quecksilbertherapie wurde allgemein bis zum Speichelfluß getrieben, der nach gängiger Meinung den Krankheitsstoff abführen sollte. Schönfeld (LV.74, S.127 f.) hält die Gehringin für eine Spezialistin für Geschlechtsleiden; solche Kuren gehörten aber zum Repertoire der meisten Wanderärzte.

auf ein Jahr in einem Bürgerhaus einlogieren zu dürfen, weil es ihr „als einem honetten Frauenzimmer in einem Wirtshaus länger zu logieren sehr unruhig“ sei, zumal die zur bevorstehenden Kaiserwahl sich einstellenden vielen Fremden sie in ihrem „eingezogenen stillen Leben“ stören würden. Die Luft in Frankfurt sei ihr sehr zuträglich; sie wolle sich zur Ruhe setzen, ihre medizinische Praxis niederlegen und nur noch von ihrem Geld leben¹. Das Gesuch wurde abgeschlagen. Sie wiederholte dringend ihre Bitte, und, weil man vielleicht besorge, sie wolle dennoch in der Stille weiterpraktizieren, ihre vorigen Beteuerungen und berief sich auf die Fürsprache des Comitialgesandten v. Wallbrunn². Die weiteren amtlichen Vorgänge sind nicht bekannt. Jedenfalls machte sie zur Herbstmesse 1745 in einer mit doppelt großen Lettern gesetzten Anzeige bekannt, daß sie „jetzt und in Zukunft“ in Frankfurt wohnhaft sei³. Inzwischen hatte sie auch die Gelegenheit ergriffen und sich von dem neuen Kaiser Franz I. ein neues Privileg ausstellen lassen. Sie wohnte jetzt in verschiedenen Bürgerhäusern. Ihre Anzeigen erschienen allerdings nur noch zu den Messen und waren ausdrücklich an die Fremden gerichtet. In der letzten von ihr erhaltenen Anzeige gibt sie noch Operationen bekannt, die sie erst kurz zuvor verrichtet hatte⁴. Sie taucht dann erst wieder 1753 in Zürich auf⁵.

Die Gehringin war nicht die einzige fremde Person, die vom Hoflager Karls VII. profitiert hatte. Ein Johann Jakob von Boll, der sich „Rath, Medicinae Practicus und Weyland Kayser Carl des VII. Hoff-Medicus“ nannte, wurde von den Frankfurter Stadtvätern, da er ihnen schon zu lange da war, 1746 hinausgeworfen. Boll verkündete, er habe sich resoliert, weg und nach Höchst (dicht bei Frankfurt) zu ziehen, um sich so einen guten Abgang zu sichern. Aber den verdarben ihm die Physisi, indem sie ihrerseits verlauten ließen: „so hat man das Publikum benachrichtigen wollen, daß derselbe wegen bösslicher Einmischung in die Praxin medicam, und dabei verübten vieler-

1. Ratssuppl. 1745/1, fol.223 f. (Suppl. v. 11.Febr.)

2. Ebenda fol.388 f. (Suppl. v. 18.März).

3. FAN 16.Sept.1745. Die gleiche Anzeige erschien noch öfter, z.B. am 13.Sept.1746. Unter diesem Datum ist sie bei Stricker (Gesch. d. Heilk.), LV.82, S.102 und Schönfeld, LV.74, S.127 f. im Auszug wiedergegeben.

4. FAN 30.April 1748.

5. Vgl. Wehrli, LV.86, S.89.

lei Betrugs per Decretum Amplissimi Senatus vom 14. Juli A.C. ausgewiesen worden, mithin notdringende Ursachen zu seiner gefaßten Resolution gehabt habe".

Etwa um die gleiche Zeit kamen zwei andere Frauen, beide unter dem Namen „Türkische Doktorin“, öfters nach Frankfurt. Sie waren Mutter und Tochter und stammten aus der Gegend von Mainz. Beide kurierten wie die Gehringin alle möglichen Krankheiten mit Geheimmitteln und waren mit kaiserlichen Privilegien versehen. Die Mutter, Maria Francisca de Levantin², nannte sich gern „die ungeborene, aus dem Mutterleib geschnittene Doktorin“. Sie hatte ihre Kunst bei ihrem Ehemann, der „kaiserlicher Feldmedicus“ gewesen war, gelernt. Sie war 1748 schon eine alte Frau, die auf eine 67-jährige Praxis zurückschauen konnte. Sie verkaufte u.a. einen Augenbalsam, die Büchse zu einem halben Gulden, der über die Augenlider gestrichen wurde und schon in einem Tag Entzündungen und Felle der Augen vertreiben sollte. Ihre Tochter, Maria Dorothea Kindleben³, wollte, nachdem sie schon viele Jahre hindurch die Messen besucht hatte, auch 1756 wieder praktizieren. Der ältere Bürgermeister hatte ihr auf Grund ihrer Privilegien die Erlaubnis bereits

1. FAN 19. Juli 1746 und später (Boll), FAN 16. Aug. (Sanitätsamt).

2. FAN 9. Apr. 1739 und 23. Apr. 1746. Ein Flugblatt von der Herbstmesse 1748 (QV. 20, 1/7, von Stricker, LV. 82, S. 99 im Auszug wiedergegeben).

1737 hielt sie sich mit ihrer Tochter in Gotha auf, mußte die Stadt jedoch bald wieder verlassen, „da sie dem Verbot der Regierung entgegen innerliche Kuren vornahm, dabei die Kranken übervorteilte und ihnen durch ihre Kuren Schaden zufügte“ (vgl. das Referat von Richard Loth in den Mitt., LV. 64, 1, S. 376, über: Schuchardt, Bernhard: Eine internationale Kurfuscherin zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Korrespondenzbl. d. Allg. ärztl. Vereins von Thüringen, 31 (1902) Heft 6. Der Aufsatz selbst war leider nicht aufzutreiben). Der Index Catalogue, 1. Serie, 8, S. 87, verzeichnet eine Schrift von Maria Francisca de Levanti: Warhaffte und denckwürdige Beschreibung von der wundervollen Geburt ...türckischen Gefangenschaft...Reise nach Jerusalem...samt ihren wunderhafft verrichten Curen...von ihr selbst aufgesetzt worden auf ihrer türckischen Reise. o.O. 1744. Vgl. auch das Referat von Sudhoff (Mitt., LV. 64, 1, S. 376).

3. Daß es sich bei der in den Akten (MA 18, fol. 68) genannten Mutter der Kindlebin um M. F. de Levantin handelt, ist den Daten nach sehr wahrscheinlich, aber nicht zu beweisen, da der Name nicht angegeben ist. Ein Hinweis auf einen Zusammenhang mit dem Operateur Kindleb (vgl. unten) wurde nicht gefunden.

versprochen, der Primarius Gladbach verweigerte ihr jedoch den Schein und schrieb an den Rat, man solle sie abweisen, da ihre Wissenschaft mehr in leeren Worten als in Realität bestehe; außerdem laufe es dem Senatsbeschuß von 1755 zuwider. Die Kindelein wurde daraufhin abgewiesen, und als sie es zwei Jahre später noch einmal versuchte, ging es ihr nicht besser¹.

Im September 1746 erschien zur Messe der Oculist Joseph Hillmer und ließ seine Flugblätter verteilen². Er nennt sich darin „Operateur, Chirurgus, Oculista und D. Medicinae“. Erst kürzlich, verkündet er, habe er in Nürnberg und Umgebung in wenigen Wochen über vierzig stockblinde Personen sehend gemacht; „er flattiret sich hier ebenfalls ein großes Lob zu machen“, man solle aber nicht glauben, er sei „so ein gewöhnlicher unerfahrener Landbetrieger,...denn er steigt Zeit seines Lebens auf keine Bühne oder Theatrum und schickt niemand von seinen Leuten aus...und reiset auch keinen Messen und Jahrmärkten nach“. Arme behandelt er umsonst, Reiche „um ein billiges“, und man zahlt nicht, bevor das Gesicht völlig hergestellt ist. Wer seine Krnakheit selbst nicht kennt, kann seinen Urin schicken. Zum Schluß heißt es:

„P.S. Der 24sten September frühe um 10 Uhr ist honetten Personen erlaubt zuzuschauen, wie er stockblinde sehend machet, mehrenteils mit seinem geheimen Augengeist in einer Minuten; solcher dienet sehr wohl allen blöden Gesichtern; dergleichen geheime medizinische Kleinodien er mehr besitzt in hinfallender Sucht, Schwindsucht, Venuskrankheiten, Fieber, Haupt-, Magen- und Weiberzustand, auch Taube und Lahme damit zu kurieren. NB. Die Armen mögen sich nur gleich beizeiten melden um die Proben umsonst an ihnen zu zeigen.“³

Mitte Oktober machte Hillmer eine Eingabe an den Rat um Verlängerung seiner Praktikiererlaubnis, in einem überaus höflichen und süßlichen Ton, z.B.: „gleich wie ich mich nun jederzeit beflissen hab, sowohl Armen als Reichen ohne Unterschied aufrichtig, treu und redlich in ihren Krankheiten und Gebrechen beizustehen, ja mir eine Freud daraus mache, denen Armen ohne

1. MA 18, fol.68-70 (Eingabe der K. und Attestat des Primarius vom 31.Aug.1756 sowie vom 18.März 1758).
2. Ein solches Blatt, datiert vom 18.Sept.1746, ist erhalten (Flugbl. QV.20, 1/5).
3. Geist-Jacobi (LV.20, S.59 f.) meint zu diesem letzten Satz, er sei geradezu eine Aufforderung, für ein gutes Frühstück eine Wunderheilung zu markieren.

Entgelt zu dienen, wodurch mir auch Gott einen großen Segen beigelegt hat".¹ Die Frankfurter Chirurgen reichten daraufhin eine Gegenschrift ein, die so anhebt:

"Es würde gewiß mit keiner Feder zu beschreiben sein, wann man notieren sollte, auf wie vielerlei Art und Weise die unentbehrliche Chirurgie allhier in Frankfurt durch Stümpler, Pfuscher, Marktschreier, Quacksalber, Oculisten und Operateurs besonders zeithero geschändet und beeinträchtigt worden und noch werde; dessen ein frisches Exempel untertänig anzuführen sind die Geschworenen auf allzu starkes und gerechtes Anlaufen und Ansdringen ihrer sämtlichen Collegen gemüßiget, Ew. Wohlgeb....in Untertänigkeit geziemend vor- und anzubringen, welchermaßen ein sich so nennender Dr. Hillmer allhier diese vergangene Herbstmeß angelanget, welcher in öffentlichen Zeitungen ohngescheut ausstreuete, daß er sowohl in arte medica als chirurgica die größten Kuren und Proben seiner sich selbst anrühmenden Geschicklichkeit bereits abgelegt habe, und noch allhier verrichten wolle.

Gleichwie aber unserem werten Vaterland² nicht sowohl als auch allen denjenigen Orten, wo dieser Mann hinkommen sollte, höchstens daran gelegen ist, daß man ihn näher beim Licht besiehet und genauer in die Augen schauet, zumal es sogar äußerlich verlautet, daß dieser Mann allhier auf die sechs Monat von Ew. Wohlgeb....in Schutz genommen worden³, so können nur die wenigen nachfolgenden allhier abgelegten Proben von ihm, sogenannten Dr. Hillmer, bezeugen, wie schändlich das Publikum von ihm hintergangen und defraudieret werde; allermaßen er um des leidigen Geldes willen alle curable und NB. incurable Staren operieret, welche aber von einer so kurzen Hülfsdauer sind, daß davon die allhiesige Einwohner, besonders der Herr Fritsch zu Sachsenhausen, desfalls ein sattsames Zeugnis geben können".

Weiter berichten sie von einem Patienten, den Hillmer „en compagnie" mit dem Marktschreier Schäffer in die Kur genommen und vorgegeben habe, der Patient habe einen Leistenbruch; es sei aber ein Hydrozele gewesen. Schäffer habe „auf eine gottlose unverantwortliche Art" einen Hoden unnötigerweise herausgenommen und gehe noch jetzt incognito zum Verbinden; „dennoch aber, was sich sehr zu verwundern ist, dermalen der sogenannte Dr. Hillmer die Welt weismachen will, wie sauber er diese Operation selbst verrichtet habe, dessen aber vorgemeldete Umstände ein anderes bewahrheiten". Die Chirurgen bitten inständigst, der Rat möchte sie gegen die Stümpler, die ihnen das sauer verdiente Brot wegnehmen, und ganz besonders gegen diesen „sogenannten

1. MA 18, fol.12 (18.Okt.1746)

2. Das Vaterland des Frankfurters ist Frankfurt.

4. Aus den Akten war nicht zu ersehen, ob dies stimmt. Bis Mitte Dezember hatte sich Hillmer jedenfalls bereits absentiert.

Dr. Hillmer" beschützen und ihnen das Hierbleiben verbieten¹.

Hillmer, inzwischen in Heidelberg, antwortete mit einem Brief an den Rat², in dem er die gekränkte Unschuld spielt. Er habe gehört, daß seine Neider eine „scabios Schmähschrift“ gegen ihn übergeben hätten und ziehe sich diese „gottlose und höchst ehrenrührige Diffamation nicht wenig zu Gemüte“. Gleichzeitig renommiert er wieder mit seinen Erfolgen und sucht mit überall eingeflochtenen lateinischen Brocken Eindruck zu machen. Zum Schluß fordert er großartig, man solle ihm eine Kopie der Schmähschrift zukommen lassen „prævia autorum subscriptiones originali, damit dieselben den Kopf aus der Schlinge zu ziehen keine Gelegenheit finden können“. Hillmer wußte nicht genau, was man ihm im einzelnen vorwarf und meinte man habe ihn beschuldigt, er sei „an einer gewissen Person Tod schuld“. Für ihn peinlich ist nur, daß davon garnicht die Rede war, so daß ihn sein schlechtes Gewissen hier selbst anklagt. Die Angelegenheit war damit zu Ende. Siebzehn Jahre später erschien Hillmer wieder in Frankfurt, jetzt als „preußischer Hofrat, Doktor und Professor“.³ Er wohnte, wie beim erstenmal, im Gasthof zum Schwarzen Adler und reiste mit Ende der Messe wieder ab.

Bevor Hillmer 1746 nach Frankfurt kam, scheint er vorwiegend Österreich, Ungarn und Böhmen bereist zu haben. Kurz vorher war er in der Gegend von Nürnberg und Würzburg gewesen⁴. In den vierziger Jahren fand auch das von Georg Fischer so drastisch beschriebene Gastspiel in Lübeck statt. Diese Schilderung hat bisher offenbar sehr wesentlich zur Prägung des Bildes vom Starstecher beigetragen. Danach operierte er die Blinden auf seiner Stube. Er versenkte die Linse mit einer runden, ziemlich stumpfen Nadel; bei weichem flüssigen Star drehte er die Nadel fünf- bis sechsmal in der Linse um. Das Verbinden überließ er seinem Bedienten; dieser ließ etwas von dem flüchtigen Augengeist seines Herrn aus seinen Handflächen in das Auge verdunsten und legte dann geschlagenes Eiweiß mit Alaun und Kampher⁵ auf. Er erhielt dafür vom Kranken einen Taler extra. Hillmer operierte die Kranken trotz Husten und Schnupfen; er soll mit „verwegener Dreistigkeit“ operiert haben. Einer Frau, die heftig schrie, soll er eine Ohrfeige gegeben haben, als die Nadel schon im Auge war. Norrie meint, dazu müsse einer

1. MA 15, fol.229-233 (10.Nov.1746).

2. MA 18, fol.14-16 („Heidelberg, d. 14ten Dec.1746“).

3. FAN 22.Sept.1763 (auch in: Belli, LV.5, 2, S.28).

4. Flugblatt, QV.20, 1/5.

5. Vgl. den Wundverband der Frankfurter Barbieri unten S.110

schon ein recht geschickter Operateur sein¹. Zum Schluß schreibt Fischer: „Fast alle wurden wenige Tage nachher unheilbar blind. Diese Zeit wartete indes Herr Hilmer nicht ab, steckte sein Geld ein und verschwand. Von 50 in der Lübecker Gegend an Cataract Operierten blieben nicht mehr als 4 sehend.“²

Gegen Ende des Jahres 1746 operierte Hillmer den früher schon einmal operierten Baron von Sickingen, offenbar mit Erfolg, da der Patient drei Jahre lang mit einer Brille die Zeitung lesen konnte. Eine später aufgetretene heftige Entzündung verschwand erst, nachdem der zuletzt zugezogene Daviel die vorgefallene Linse aus der Vorderkammer extrahiert hatte³.

Zu Anfang des Jahres 1748 meldete die Haude-Spenersche Zeitung, Hillmer werde sich im Januar in Berlin aufhalten. Er habe in Leipzig und Umgebung vielen Blinden zu ihrem Gesicht verholfen und erst letztens 20 Personen sehend gemacht, „so daß die Herren Medici und über 100 Zuschauer bekennen mußten, es sei ihnen dergleichen geschwinde und glückliche Kur noch nicht vorgekommen“.⁴

1749 war Hillmer in London⁵ und in Zürich⁶, wo der berühmte Herr Professor aus Berlin mit offenen Armen empfangen wurde, 1756 in⁷ Montpellier, 1771 annoncierte er in der „Gazette van Gent“. Mehrfach war er in Skandinavien. Johnsson berichtet: „De Hilmer, Joseph...bekam am 2. Mai 1766 die Bewilligung, vier Wochen lang Augenkuren in Kopenhagen auszuüben. Doch sollte er auch die Folgen der Kuren behandeln und er dürfte sich auch nicht mit anderen Kuren befassen. Im November 1774 war er wieder in Kopenhagen und wollte den erblindeten Armen ihre Sehkraft wiedergeben. Bevor man ihm das Recht dazu gab, mußte er sich ein Zeugnis zweier ‚guter medici‘ verschaffen. Die Sache verlief jedoch im Sande, da Hilmer sich absentiert hatte, auch um den Folgen zweier Prozesse zu entgehen.“⁸ Lorenz Heister berichtet aus einer Schrift über Hillmer (1751) des Leibarztes am russischen Hofe, Kaau-Boerhaave⁹, Hillmer habe in Petersburg zwar mit größter Geschwindigkeit Stäre gestochen, aber meistens seien „betrübt und höchst schmerzhaft Zufälle“ die Folge gewesen und die Gestochenen hätten nachher nicht gesehen¹⁰. Ein anderer Zeitgenosse, der Wundarzt Rathlauw aus Amsterdam, urteilt ebenfalls schlecht über Hillmer: seine Kenntnisse seien nicht beträchtlich und in der Operation sei er nicht sehr

1. Vgl. Norrie, LV.66, S.232.
2. Vgl. Fischer, LV.19, S.56 f.
3. Vgl. Hirschberg, LV.31, 13, S.502 f.
4. Vgl. Buchner, LV.7, S.74.
5. Vgl. Norrie, LV.66, S.232.
6. Vgl. Wehrli, LV.86, S.87 f.
7. Vgl. Hirschberg, LV.31, 14/1, S.287.
8. Johnsson, LV.39, S.250.
9. Ein Neffe Boerhaaves, vgl. L. Stieda, Art. Kaau-Boerhaave, in: Hirsch-Gurlt, LV.30, 3, S.478, sowie 1, S.620 und Erg. Bd. S.113.
10. Vgl. Heister, LV.28, 1, S.8.

subtil¹. Hirschberg hält die Darstellung der Lübecker Episode für übertrieben; Norrie schreibt dazu: „He was however not a bad operator, for some of the best surgeons and physicians in Sweden, who were excellent oculists, call him clever operator.“²

Im August 1748 stieg im „Römischen Kaiser“ der Oculist Heinrich M e i n e r ³ ab. Er schrieb an den Rat um die Erlaubnis, operieren zu dürfen. Dazu brauche er ein „ziemlich großes Logis“; in anderen Städten habe man ihm „Hospitäler und andere Häuser“ angewiesen. Es wurde ihm erlaubt, das von ihm vorgeschlagene Pistorius'sche Haus an der Zeil zu mieten und dort zu operieren, sowie seine Ankunft in den Zeitungen bekannt zu machen⁴. In seinen bald darauf erscheinenden Anzeigen lud der „berühmte Oculiste“, der in Deutschland, England, Frankreich, Italien und der Schweiz und letzters sogar in Konstantinopel⁵ und „Schmirna“ vielen tausend Menschen wieder zu ihrem Gesicht verholffen haben wollte, das Publikum sowie Ärzte und Chirurgen zu seinen öffentlichen Operationen ein, die täglich von 10 bis 12 Uhr stattfänden. Arme operiere er gratis. Nach einer Woche meldete er 42 geglückte Operationen, nach vierzehn Tagen waren es 53. Für die Patienten, die sich zu einer Operation nicht entschließen konnten, hatte er ein Augenpulver für 16 Dukaten

1. Vgl. Hirschberg, a.a.O.

2. Norrie, a.a.O.

3. Meist findet man den Namen „Meiners“ geschrieben, sogar in den Frankfurter Anzeigen. Er unterschrieb sich jedoch selbst „Heinrich Meiner“ (vgl. Ratssuppl. 1748/3, fol.65). Meiner war erst Lakai bei Taylor und wurde dann selbst Oculist (vgl. Eschenbach, LV.15, S.176). 1742 durfte er einen Monat lang in Zürich praktizieren, nachdem er sich einem Examen unterzogen hatte. Anschließend wurde ihm ein Attest über seine Operationen ausgestellt, der Druck einer Namensliste der Operierten jedoch nicht gestattet (vgl. Wehrli, LV.86, S.82 u.88). Meiner gab Listen von Operationen in italienischer Sprache heraus (Turin bzw. Mailand 1742, eine weitere enthält die zu Paris ausgeführten Operationen, vgl. Hirschberg, LV.31, 14/1, S.288 und S.243 f.). 1750 hielt Meiner sich in Gent auf. Von Beer wurde er als Marktschreiber abgetan (vgl. Hirschberg, a.a.O., S.287 f.).

4. Ratssuppl. 1748/3, fol.65 (Suppl. v. 3.Aug.).

5. Eschenbach (LV.15, S.176 f.) schreibt, man berichte aus Konstantinopel: „Weil aber die den Kranken versprochene Hülfe gar zu lange ausgeblieben, wären endlich die Türken unwillig geworden, hätten das Haus, worin er gewesen, gestürmt und alles geplündert; daß Meiners wo wieder nach Wien gekommen“.

das Pfund¹.

Der kaiserlich privilegierte Operateur Johann Jakob K i n d l e b verkündete zur Herbstmesse 1749 in einem fliegenden Blatt: „Folgende Leibesgebrechen und Schwachheiten werden von ihm mit göttlichem Beistand curiret und geheilet, als nämlich allerlei Blindheiten und Mängel der Augen, und wann der Mensch schon viele Jahre blind gewesen, so curiret er dieselbe mit größter Verwunderung, auch die, so mit äußerlichen Mängeln der Augen behaftet sind, als starke Felle, welche die Blättern hinterlassen, Wasser-, Blut- und Brandflecken, wie auch hitzige Flüsse und Rötigkeit der Augen, versteht er vollkommen". Weiter kuriere er Steine, Brüche, Hasenscharten, Kröpfe und Gewächse durch Operation, aber auch ohne Schnitt durch sein „unvergleichliches Geheimnis", sowie auch innere Krankheiten. Er verkaufe Bruchbänder und führe einen „Zahnkünstler" bei sich. Am Schluß heißt es: „NB. Es dienet zur beliebigen Nachricht, daß er niemalsen auf öffentlichem Marktplatz oder Stellagen ausrufet, auch keinen Menschen mit Medizin herumschicket zu verkaufen, weder in der Stadt noch auf dem Lande, sondern wer sich seines Rates bedienen will, beliebe sich in seinem Quartier anzumelden."²

Im Dezember 1749 erschien zum erstenmal der damals weitberühmte Ritter T a y l o r in Frankfurt³. Ihm eilte der Ruf des geschicktesten Augenoperators seiner Zeit voraus. Andererseits wurden ihm üble Mißerfolge, unärztliches Verhalten, ja sogar regelrechter Betrug vorgeworfen.

Die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts hat im Bewußtsein des eigenen Fortschritts Taylor als einen gewissenlosen Charlatan in Grund und Boden verdammt. Heute ist man eher geneigt, wenigstens seine Leistung in der praktischen Augenheilkunde anzuerkennen, wenn auch eine objektive Beurteilung kaum mehr möglich ist. Von einer wissenschaftlichen Leistung kann bei Taylor trotz seiner vielen Schriften nicht die Rede sein. Den unmittelbarsten Eindruck vermittelt noch immer die nüchterne Zusammenstellung von Tatsachen seines Zeitgenossen Eschenbach, die allerdings an den menschlichen und fachlichen

1. FAN 13., 16., 23. und 30. Aug. 1748.

2. Zit. nach Stricker, LV.82, S.99, wo das Flugblatt als ganzes abgedruckt ist. Das Blatt selbst wurde nicht gefunden.

3. Vgl. Artelt, LV.1, S.273-76, Stricker, LV.83, Hirschberg, LV.31, 14/1, S.289-311, und George Coats: The Chevalier Taylor. In: James, LV.36, S.132-219.

Qualitäten des Ritters einige Zweifel aufkommen läßt¹. Was die organisatorische Seite seines Berufs betrifft, war Taylor ohne Zweifel ein Genie. Er besaß etwas, das Lichtenberg treffend als seine „prachtvolle Windigkeit“ bezeichnete²; von seiner Person ging eine bestechende Wirkung aus, die ihm alle Türen öffnete. In ihrer Untersuchung über die Macht des Charlatans führt Grete de Francesco ihn geradezu als Musterbeispiel für den „chevaleresken Charlatan“ an, der es verstand, von den Schwächen seiner Zeitgenossen prächtig zu leben³.

Zu Frankfurt bestand bereits eine wenig günstige Beziehung. Im Jahre 1735 hatte Taylor in Amsterdam den achtzehnjährigen Chrétien Passavant, der aus einer wohlhabenden Frankfurter Familie stammte, an dem einzigen ihm verbliebenen Auge operiert. Das Auge entzündete sich, Taylor operierte in einer äußerst grausamen Weise nach und wurde, da es dadurch nur schlimmer wurde, schließlich weggeschickt. Der junge Mann verlor das Augenlicht völlig⁴. Den Ritter Taylor genierte dieser unglückliche Fall jedoch wenig. Als er später in Frankfurt daraufhin angesprochen wurde, äußerte er freundlich, er habe damals noch nicht genügend davon verstanden; heute könne ihm dergleichen nicht mehr zustoßen⁵.

Taylor hielt sich vom 24. Dezember 1749 bis zum 23. Februar 1750 in Frankfurt auf. Er ging prächtig gekleidet; auf der Brust trug er das diamantenbesetzte, angeblich ihm vom König von Portugal verliehene Ritterkreuz⁶. Er hatte einen eigenen Wagen mit seinem Wappen, einen Sekretär, einen Lakaien⁷ und einen Lohnlakaien. Auch in Frankfurt hinterließ er den Eindruck eines Mannes von Welt mit angenehmen Umgangsformen, wobei ihm

1. Vgl. Eschenbach, LV.15.

2. Vgl. Soemmerring, LV.79, S.32.

3. Vgl. de Francesco, LV.21, S.185-87.

4. Der Fall wurde schon ein Jahr später von Elias Heister veröffentlicht, vgl. Heister, LV.27 und Artelt, LV.1, S.274 f. Lorenz Heister und Boerhaave in Leiden hatten übrigens in gutem Glauben zu dieser Operation geraten.

5. Diese und die folgenden Angaben stammen, soweit nicht anders angegeben, aus den vier Briefen von Frankfurter Ärzten aus dem Jahr 1750, die Eschenbach in seinem Bericht 1752 veröffentlicht hat, vgl. Eschenbach, LV.15, S.160, 162 f., 173-75 und 177-83.

6. Sehr wahrscheinlich handelte es sich um einen Orden, der in Portugal gegen Geld vergeben wurde und für den Träger keineswegs die Ritterwürde bedeutete, vgl. Eschenbach, LV.15, S.20-25.

7. Diese Stelle hatte vormals Meiner innegehabt, ebenda S.117.

nicht zuletzt seine lange, wohlgewachsene Statur und seine angenehme Gesichtsbildung zustatten kamen¹. Gleich nach seiner Ankunft begann er mit seinen öffentlichen Operationen. Jedem Arzt schickte er ein Einladungsbillet ins Haus; ansonsten anoncierte er in den Zeitungen und ließ gedruckte Avertissements verteilen. Die Frankfurter Ärzte und Chirurgen stellten Taylor schon nach vierzehn Tagen ein äußerst schmeichelhaftes Zeugnis aus, in dem sie ihn als „einen der größten Meister, so jemalen in unseren Gegenden gewesen“, bezeichnen². Seine sehr geschickt ausgeführten Operationen hätten in keinem Falle üble Folgen gehabt. Ein lobendes Zeugnis erhielt er auch von Burggrave³, dem besonders seine Geschicklichkeit beim Starstich und beim Aderlaß an der vena iugularis gefallen hatte⁴. Die Frankfurter Physici empfahlen dem Rat in einem feierlichen Schreiben, man möge Taylor ein Honorar aussetzen, da „Personen, welche ausnehmende Gaben und Geschicklichkeit besitzen, auch außerordentlich belohnt werden“ müßten. Sie stützten sich dabei auf eigene Beobachtungen und anderweitige Berichte, nach denen z.B. die Städte Amsterdam und Haag ihm 500 bzw. 300 Dukaten zum Geschenk gemacht hätten⁵.

Die allgemeine Begeisterung legte sich jedoch bald. Nach Taylors Abreise wurde verschiedentlich geäußert, der Erfolg seiner Operationen sei doch sehr mäßig. Ein Frankfurter Arzt schrieb im Sommer 1750 an Eschenbach: „En fin, wir können Hrn. Taylorn kein zweites Attestat geben, daß seine Kuren reussiert und Hilfe geschafft. Denn von der großen Menge Menschen, die zu ihm gelaufen, und die er zwar geschwinde, und eben nicht ungeschickt operiert, werden kaum 3 bis 4 sein, die wahren Vorteil davon erhalten, und diese sind Leute, die Cataracta laborieret,

1. Burggrave nennt ihn „überaus leutselig“, vgl. ebenda S.101.
2. Vgl. Taylor, LV.84, S.9-15 (Zeugnis vom 9.Jan.1750, unterzeichnet von 10 Ärzten und 3 Chirurgen).
3. Joh. Phil. Burggrave jun., vgl. Kallmorgen, LV.45, S.234 f. und unten S. 116 f.
4. Vgl. Taylor, LV.84, S.17-19 (Zeugnis vom 10.Jan.1750, lateinisch mit deutscher Übersetzung).
5. Vgl. Taylor, LV.84, S.17-29. Das Original vom 10.Jan. (gleicher Wortlaut) in: MA 18, fol.18-20. Stricker (LV.83, S.100 f.) behauptet, die Physici seien hier auf unwahre Angaben Taylors hereingefallen.

welche ein gewisser Bauer in unserer Gegend ebenso geschickt auch würde, ohne großen Wucher, operiert haben".¹

1757 kam Taylor wieder nach Frankfurt. Hören wir diesmal, wie sich der Aufenthalt in seinen Anzeigen darstellt²:

"Den 5. August 1757. Unter der Anzahl der durch den Ritter von Taylor verrichteten glücklichen Kuren ist keine, welche jetzo mehr Aufmerksamkeit hier erwecke als die Wiederherstellung des Gesichtes durch einen künstlichen Stern im Auge, an einer Frau, so in dem Haus des Herrn Fähnrich Ernsts wohnhaft ist: indeme diese Frau sogar damit siehet, daß sie auch lesen kann. Gestern hat erstergemeldter Herr Ophtalmiater mehrern ihr Gesicht wieder hergestellt, durch die Ausziehung des Cristallins; so eine neue Operation oder Heilungsart ist, wovon man auch ein besonderes Exempel merken kann an einem Mann in den 3 weißen Rossen. Die folgende Woche wird das jüngst in der Zeitung versprochene Werk von der Erhaltung des Gesichts³ zu haben sein, nebst einer Beantwortung alles dessen, was seine Gegner jemals gegen ihn vorgebracht, oder vorbringen können, in Ansehung seines überall erhaltenen Ruhms. Es finden sich täglich immer mehr Leute bei ihm ein, so von allerlei Orten herkommen und Hülfe bei ihm suchen in Augengebrechen".⁴

Am 9. August: "Heute früh um 10 Uhr, und so alle Morgen um diese Stunde wird sich eine große Menge mit allerlei Augengebrechen behafteter Leute im König von Engelland⁵ einfänden, um von dem Herrn Ritter Taylor Hülfe zu erlangen. Schon 36 Personen haben durch seine hülfreiche Hand, mittelst seiner neuen Behandlung, durch Ausziehung des Cristallins, und zwar ohne den geringsten Schmerzen ihr Gesicht wieder erhalten. Da er nun auch heute eben diese vorteilhafte Handgriffe an mehreren schon bestimmten Personen anwenden solle, so werden dazu Gelehrte und Neubegierige eingeladen. Alle Arme, mit welcherlei Augenkrankheiten sie auch behaftet, werden von ihm (wann sie sich in gedachtem König von Engelland bei ihm einfinden werden) umsonst geheilet und mit dem, was dazu nötig, ohne Unkosten versehen werden".

1. Vgl. Eschenbach, LV.15, S.181. Lorenz Heister berichtet später, Taylor habe 1750/51 viele hundert Patienten operiert, er habe jedoch "nicht so viele wieder sehend gemacht, als er hundert operiert hat" (vgl. Heister, LV.28, 1, S.7). Einzelheiten zu Taylors Operationen in Frankfurt vgl. unten S.104.
2. Zahlreiche Anzeigen in den FAN August-Oktober 1757. Die Bände 1749 und 1750, die Taylors Anzeigen von seinem ersten Aufenthalt enthalten, waren mir leider nicht erreichbar.
3. Gemeint ist: Mechanismus oder Neue Abhandlung von der künstlichen Zusammensetzung des menschlichen Auges...nebst seiner Art, dessen Krankheiten zu heilen. Frankfurt a.M. 1750 (vgl. auch Artelt, LV.1, S.274 f.).
4. Die Anzeige auch in: Belli, LV.5, 4, S.108 f.
5. Der "König von Engelland", vormals "zum Krachbein", war einer der größten und schönsten Gasthöfe. Er besaß einen Saal mit großen Spiegeln und gläsernen Kronleuchtern (vgl. FAN 2. Febr.1745 und 21.März 1769).

Am 16. August machte Taylor bekannt, daß seine „Neue Augenerhaltungskunst“ nunmehr im Buchhandel zu haben sei¹. Weiter heißt es:

„Denen, so seiner Hülfe bedürftig und zu ihm hierher reisen wollen, tut er zu wissen, daß er nach Mainz und Trier berufen sei und zu End dieser Woche dahin abreisen, auch wohl bis gegen der Meß abwesend seie, hernach aber seine Zurückkunft wieder anzeigen werde. Von hier aus soll er sich nach Wien begeben, um allda eine Zeit zu verbleiben. Inzwischen sind bisher von ihm, nach der Verzeichnus der geheilten Personen, über hundert mit allerlei Augenmängeln behaftete glücklich kuriert worden“.

Am 23. August: „Vergangenen Mittwoch hat ein Kapuziner im alhieigen Kloster durch die geschickte Hand des Ritters von Taylor ohne die geringst Unruhe das Gesicht wieder erhalten. Derselbe ist auch von etlich angekommenen Fremden gebeten worden, ihnen Hülfe zu verschaffen, daß er seine festgestellte Abreise noch etliche Tage verschieben muß“.

Am 26. August: „Der berühmte Herr Ritter von Taylor hat eine so starken Zulauf von Leuten, daß er nicht weiß, an wem er anfangen soll, welcher sich täglich auch von auswärtigen Orten stark vermehret. Er wäre bereits von hier abgegangen, wo er sich nicht aus Liebe zu seinen Patienten noch eine kurze Zeit allhier aufgehalten. Indessen ist gewiß und festgestellt, daß er nächstkünftigen Dienstag in Mainz arrivieren muß, welches sein Secretarius jedermann mündlich versichern wird. Gestern hat er ganz neue Operation mit einer Weibsperson vorgenommen, wovon² das Publikum nächstens viel ruhmwürdiges wird sagen können“.

In seiner Abwesenheit meldete Taylor in kurzen Abständen seiner Erfolge: am 6. September aus Mainz, wo er über hundert glückliche Operationen ausgeführt habe; am 13. aus Koblenz; am 17. berichtet er von Gunstbezeugungen durch den Fürstbischof von Trier und kündigt seine Ankunft in Frankfurt an³. Dieselbe Mitteilung findet sich etwas ausführlicher am 20. September:

„Aus Koblenz vernimmt man ferner unterm 17ten dieses von dem Herrn Ritter und Ophtalmiater von Taylor, daß ihm seine Kurfürstl. Gnaden zu Trier nicht alleine eine gnädige Audienz erteilet, sondern auch seinen großen vortrefflichen Apparat von Instrumenten und Operationen selbst in hohen Augenschein zu nehmen geruhet, und zugleich mit beigewohnet, auch ihm darauf wegen seiner daselbst verrichteten besonders wichtigen, großen und glücklichen Kuren sowohl an Standespersonen als Gemeinen, durch ein gnädiges Patent zu Dero Hof-Ophtalmiater, gleich andern durchl. Fürsten wirklich ernannt haben; worauf der Herr

1. Beim Verleger und Buchhändler „Stocks Erben, Schilling und Weber“, der auch selbst entsprechende Anzeigen aufgab, z.B. 19.Aug.1757.

2. Auch in: Belli, IV.5, 4, S.109.

3. Die Anzeige vom 17.Sept.: ebenda S.109 f.

von Taylor den 16ten von da über Mainz mit verschiedenen Patienten, welche ihm in seiner Suite nach Frankfurt folgen und sich von ihm daselbst kurieren lassen wollen, abgereiset. Wie er dann bereits gestern schon als den 19. dieses hier eingetroffen und im Goldenen Stern in der Fahrgaß sein Logis genommen hat."

Am 27. September verabschiedete sich Taylor mit einem letzten Avertissement:

"Es sind täglich eine große Anzahl von Personen, die wegen Augenschäden Hilfe gesucht, bei dem Herrn Ritter von Taylor allhier im Goldenen Stern eingetroffen und haben bei demselben sofort die erfreulichste Herstellung gefunden. Ungeachtet ihn aber der unglaublichste Zulauf äußerst beschäftigt, so ist er aber doch genötigt, auf besonderen Beruf vornehmen Standespersonen nach Köln und Hessen-Kassel sich zu begeben, um an beiden Orten wichtige Operation[en]s und Kuren vorzunehmen; von da aber wird er nach 6 Wochen seine Reise nach Wien fortsetzen."

In seiner Anzeige aus Koblenz vom 17. September hatte Taylor es offenbar mit der Wahrheit nicht so ganz genau genommen. Es heißt dort:

"Se. Kurfürstl. Gnaden von Trier haben dem Herrn Ritter die Gnade angetan, und ihn besucht, auch sowohl den kostbaren Apparat seiner Instrumente, nicht weniger seine Operationes in Augenschein genommen".

Taylor hatte sich zwar im nächsten Avertissement stillschweigend verbessert, es sei ihm eine Audienz erteilt worden, mußte sich aber doch eine öffentliche Berichtigung in der Zeitung gefallen lassen. Vermutlich hielt er sich aber, als diese erschien, schon nicht mehr in Frankfurt auf:

"In denen samstags den 17. September 1757 ausgegangenen wochentlichen Frankfurter Frag und Anzeigungsnachrichten Num.77 besonders denen gleich nach denen in der Stadt zu verlehrenden Sachen befindlichen erstern Avertissement ist irrthümlich angeführt worden, als ob seine Kurfürstliche Gnaden zu Trier den Herrn Cptalmiater Taylor bei dessen letzterer Anwesenheit in Koblenz besucht und seine Operationes in Augenschein genommen. Höchstgedachte Seine Kurfürstl. Gnaden zu Trier haben demselben allein in höchsten Gnaden gestattet, seine zu denen Operationen gebrauchende Instrumento Ihro in Dero Residenz zu Ehrenbreitstein nach aufgehobener Tafel untertänigst vorzuzeigen, ist also zumahlen irrig und erdichtet, was in obangeführtem Avertissement von einem Besuch gemeldet worden."

So endete Taylors letztes Gastspiel in Frankfurt mit der Aufdeckung einer, wenn auch nur kleinen, Hochstapelei.

Im Juli 1752 erschien in den FAN eine lange Anzeige des Oculisten L e o, die ganz in der Art einer Ansprache abgefaßt

1. FAN 4. und 7.Okt.1757, auch in: Belli, LV.5, 4, S.110.

ist und stark an die Taylorsche Redekunst erinnert¹. Sie beginnt:

„Das Auge ist ohnstrittig der subtilste und merkwürdigste Teil an dem ganzen menschlichen Körper, derothalben solches auch mehreren Krankheiten und Zufällen unterworfen ist. Diesen Zufällen nun vorzukommen und abzuhefen wird eine gute Erkenntnis sowohl der Struktur des Auges, als auch derjenigen Mittel erfordert, welche den Krankheiten widerstehen und abhefen sollen. Diese Mittel aber müssen durch Erfahrung geprüfet werden, wie ich denn allhier mein besonders bewährtes Augen-Volatile in verschiedenen Zufällen recommendieren kann. Denn dieses ist ein Liquor, mit allem Fleiß recht wohl zubereitet, von lieblichem und starkem Geruch und voneindringender Kraft“.

Leo verbreitet sich weiter in zahlreichen, immer neuen Umschreibungen über die vielen Symptome, die alle Vorboten der Blindheit sind, der man jedoch mit seinem Mittel sicher vorbeugen kann. Zum Schluß folgen recht prosaisch sein Quartier und der Preis: 1 fl. für das Gläschen².

Leo kam später noch oft nach Frankfurt. Auf einem kleinen Werbezettelchen, das er vermutlich zur Ostermesse 1770 ausgab, nennt er sich „Hochfürstl. Brandenburg-Ansbach-Bayreuthischer Rat und Leiboculist“ und macht bekannt, er sei „in hiesige Gegenden“ berufen worden und werde sich auf der Durchreise einige Tage hier aufhalten. Weiter heißt es:

„Er unternimmt und heilet, sowohl durch der Hände Geschicklichkeit als Arzneien, alle heilbaren Augenkrankheiten, wann nur eine Möglichkeit zu helfen übrig ist; wo aber nicht zu helfen, denen sagt er es sogleich. Den Star curiret er auf verschiedene Art; er nimmt solchen auf eine ganz leichte und sichere Weise weg, so daß der Blinde in wenig Minuten auf den glücklichsten Erfolg sich seines Gesichtes wieder zu erfreuen hat“.³

1772 scheint Leo zum letztenmal in Frankfurt gewesen zu sein. Diesmal erschien wieder eine kurze Zeitungsnotiz⁴. Der Primarius stellte ihm, als er sich wie üblich vorstellte, ein außerordentlich günstiges Zeugnis aus: „Da nun bei seinem hiesigen öfteren Aufenthalt die Erfahrung allschon gelehret, daß er je-

1. Vgl. de Francesco, LV.21, S.185-87.

2. FAN 17.Juli 1752, vollständig abgedruckt in: Belli, LV.5, 4, S.3 f.

3. Loses Flugblatt, 12 x 10 cm, in Bes.Prot. B, vor S.499. Ebenda S.498 steht vermerkt, daß Leo am 10 März 1770 3 fl. für seine Praktikziererlaubnis bezahlt hat.

Nach Wehrli operierte Leo den Star „sowohl mit der Nadel als auch mittelst Schnittes“, vgl. Wehrli, LV.86, S.88.

4. FAN 17.Sept.1772.

derzeit gute Operationen an denen Blinden getan, und ihnen zu ihrem verlorenen Gesichte wieder verholffen, so halte davor, daß Eine Hohe Obrigkeit ihm in seinem Gesuch abermal willfahren könnte".¹ Bei seiner Abreise ließ er im Gasthof zum Weißen Schwanen, wo er logiert hatte, sein Augenvolatile und eine „Rubinessenz“ in Kommission zurück².

Im Mai 1753 machte der „Königl. Preußische und Kurfürstl. Mainzische Operateur“ Johann Gerhard B u s c h durch zwei lange Anzeigen in den FAN auf sich aufmerksam. Er rühmt seine besondere Geschicklichkeit im Starstechen und Bruchschneiden und hebt besonders hervor, daß seine Kuren höchstens fünf bis sechs Tage dauern und die Patienten dabei essen dürfen, was sie wollen. Er berichtet von zwei Patienten, einem Kind, dem er ein „cornea staphyloma, einer welschen Nuß groß“ entfernt habe, und einer Frau, der er nach einer fünftägigen Kur die Sehkraft wiederhergestellt habe, nachdem sie viele Jahre stockblind gewesen war. Er war in Sachsenhausen im Wirtshaus „zur Blume“ zu erreichen und verkaufte nebenbei auch Bruchbänder³.

Im selben und den beiden folgenden Jahren können wir in den FAN in zahlreichen kurzen Meldungen die Tätigkeit des „berühmten Doktors“ und Oculisten G e h r i n g aus Hamburg verfolgen. Auf früheren Reisen war er u.a. in Dänemark (1751 in Aalborg auf Jutland⁴) gewesen. In Frankfurt war er während der Herbstmesse 1753, der Ostermesse 1754 (wo das Geschäft offenbar gut ging, denn er blieb noch den Mai über da), zur Herbstmesse 1754 und schließlich noch einmal für kurze Zeit auf der Durchreise nach Hamburg im Januar 1755. Gehrings Programm war recht umfangreich. Außer „Augen- und Gehörsmängeln“ kurierte

1. Bes.Prot C, S.53 f. (15.Sept.1772), am Rand ist wieder der Empfang der 3 fl. vermerkt.

Der Züricher Stadtarzt Hirzel bescheinigte Leo 1763, nach einer Unterredung mit ihm, ein gutes theoretisches Wissen, das mit seinem guten Ruf in den Zeitungen übereinstimme (vgl. Wehrli, LV.86, S.88).

2. In einer Serie von Anzeigen wurde noch nach Jahren in den FAN dafür geworben, z.B. 13.April 1776. Die Mittel waren auch jederzeit in Leos Wohnung in Augsburg zu haben.
3. Vgl. FAN 5. und 8. Mai 1753.
4. Vgl. Norrie, LV.66, S.232. Über einen Starstecher Gäring, der selbst nicht richtig sah, in Lübeck vgl. Fischer, LV.19, S.57.

er venerische Erkrankungen, Epilepsie, Gicht und vieles andere. Auf eine chirurgische Tätigkeit deutet, daß er Steinleiden, Krebs und Hasenscharten zu kurieren versprach. Seine Spezialität war aber die Behandlung von Augenleiden. Jedesmal verkündete er, er habe wieder einige Blinde sehend gemacht und zwar „in wenigen Minuten“, also vermutlich durch den Starstich. Seine Hauptbeschäftigung war aber wohl der Verkauf seiner Medicinen. Für die Augen hatte er einen „Augengeist, welcher die trüben Humores reiniget“ und die Sehkraft bis ins hohe Alter schützen sollte, zu 1 fl. das Lot; dann einen „Balsam, welcher alle äußeren Felle und Flecken der Augen zerstöret, es seien solche von Pocken oder Flüssen entstanden“, das Lot zu 4 Rtlr., und schließlich einen „Liquor vor rote und hitzige Augen“, das Lot zu 1 fl. „Ganz Arme“ behandelte er umsonst¹.

Während der Herbstmesse 1754 las man in einer Anzeige: „Herr L i o n , ein Augen- und Zahnarzt, bietet dem Publico seine Dienste an, indem er die Fähigkeit besitzt, allen Arten von Augenkrankheiten, Fisteln, Häuten, Staren etc. abzuheilen.“² Außerdem zieht er Zähne, setzt falsche ein³ und macht die Zähne wieder weiß.

Anfang August kam Johann Christoph M i t t e n z w e y , „Fürstlich-Regensburg-Emmeranischer Operateur und Oculist“, in Frankfurt an und setzte gleich eine riesenlange, mit lateinischen Fachausdrücken gespickte Ankündigung, die reinste Jahrmarktsrede, in die Zeitung⁴. Erst danach wandte er sich mit einer Eingabe an den Rat um die Erlaubnis, etwa 12 Tage (oder bei Bedarf länger) öffentlich, in Beisein der Physici, denen er auch „in internio“ nicht vorgreifen wolle, operieren zu dürfen⁵. In seiner Anzeige heißt es an erster Stelle: „Er kure ret Augenkrankheiten nach der neuesten Methode, und wem nicht zu helfen, denen sagt er es sogleich“. Er verkauft ein „Augen-

1. Vgl. z.B. FAN 18.Sept.1753, die Augenmittel in: FAN 5.Okt. 1753.

2. FAN 10.Sept.1754.

3. „und da sie mit Gold eingelötet werden, kann man darauf essen, ohne sie herauszunehmen“.

4. FAN 28.Juli 1758. Vorher war er in Wien und 4 Monate in München gewesen.

5. Ratssuppl. 1758/4, fol.32 f. (1.August).

volatile", das Glas zu 1 fl., und anstelle verlorener Augen setzt er künstliche, „dem gesunden recht gleichförmige" Augen ein. Er hilft auch bei schlechtem Gehör, „es mag in meatu auditorio, tympano chorda oder labyrintho mangeln; den polyptum narium, wann auch dessen processus bis in die orbitam-Augenhöhle, Hals und Schlund sich erstreckt...operiret und curiret er". Zur Aufzählung aller Brüche samt ihren lateinischen Namen braucht er eine halbe Seite. Er operiert überhaupt so ziemlich alles. Nicht mehr operable Blasensteine treibt er mit dem Urin ab. Er verkauft besonders auch Bruchbänder. „Er offeriret sich auch, über die den menschlichen Augen und Ohren zustoßenden Maladien aus besonderen Kunstaugen und Kunstohre eine anatomische und praktische recht ausführliche Demonstration zu geben, in den Kunstaugen den 7^{ten} und 8^{ten} Muscul, an dem Kunstohr alle äußer- und innerliche Musculn, Blutgefäßen nebst die darein gehörige Nervulos, das Tympanum, alle Ductus und sämtliche Gehörknöchlein zu zeigen". Er zeigt dabei auch seine Instrumente und läßt alle „hohen Gönner, gnädigen Herrschaften, auch die Herren Physici" dazu ein. Er hält täglich von 9 bis 12 Uhr Sprechstunde im Gasthof zum Schwarzen Adler. „Armen dienet er für alle Zeit umsonst... Hingegen reiset er nicht wie jene Oculisten, operiret, er mag helfen oder nicht, und nimmt Geld und gehet mit fort; sondern er präpariret alle Patienten ordentlich zur Operation und wartet das Ende der Kur ab, damit keine üblen Suiten hernach kommen, verlangt auch keine Zahlung, bis sie sehend geworden".

Ebensolang, aber ungleich primitiver sind die Anzeigen der Anna Catharina N i e d e r e g g e r i n , die in den Jahren 1760-63 während der Messen in ihrer „Boutique" auf dem Römerberg eine Universal tinktur verkaufte¹. Außerhalb der Messen war die Tinktur bei einem Frankfurter Handelsmann in Kommission zu haben. Die Tinktur half, auf Zucker eingenommen, oder äußerlich angewendet, bei allen nur denkbaren Leiden: die Aufzählung läßt von Kindsnöten bis zu Gedächtnisschwäche nichts aus. Man muß sich mit den zeitgenössischen Ärzten wundern, daß es überhaupt jemand gab, der solchen haarsträubenden Unsinn glaubte und einen Gulden - für einfache Leute nicht wenig

1. z.B. FAN 17.April und 13.Sept.1760.

Geld - dorthin trug¹. Wenn eine Medizin universell zu verwenden ist, müßte man sie auch ins Auge tun können, und wirklich heißt es von der Tinktur: „Ist den Augen, so nicht gar verdorben seind, sehr dienlich, wann man den Augapfel mit 3 Tropfen davon bestreicht², wo es alsbald die Hitz herausziehen wird“. Darin liegt eine sehr einfache Logik: hilft es nichts, war das Auge eben schon verdorben.

Im September 1760 meldete der „Kurfürstlich Mainzische Ope-
rateur und Oculist Herr d e l a R i v i e r " seine Ankunft
in Frankfurt. In der Anzeige nennt er als Beispiele für seine
glücklichen Kuren zwei Männer, die er operiert hat, mit Namen
(einen 75-jährigen aus Wetzlar, der 8 Jahre, und einen 62-jäh-
rigen aus Idstein im Taunus, der 4 Jahre stockblind gewesen
war). Er wohnte im „Goldenen Engel" in der Töngesgasse³.

Der „weltberühmte Herr von W e n z e l ⁴, Oculist von Ihro
kaiserl.königl. Majestäten" kam im Juli 1761 in Frankfurt vor-
bei. Er war auf dem Rückweg von Wien, wohin er gerufen worden
war, nach Holland und stieg im Gasthof zum Goldenen Löwen ab.
Er operierte dort täglich um 11 Uhr, „Liebhaber der Kunst" wa-
ren dazu eingeladen, Arme operierte er gratis. Er versprach,
jeden Star, in welchem Stadium er auch sei, in einer Minute

1. Der Frankfurter Arzt Behrends(vgl. LV.4) beruft sich in diesen Fragen auf Tissot. Hören wir diesen: „Ich will mich auf keinen weitläufigen Beweis einlassen, allein ich berufe mich dreiste auf alle vernünftige Menschen, wenn sie nur einen Augenblick die verschiedenen Ursachen der Krankheiten, und die Ungereintheit überlegen, alle dies Ursachen mit dem nämlichen Mittel zu bestreiten" (Tissot, LV.85, S.27). Als Mindestzahl der für jeden Arzt unbedingt nötigen Arzneien veranschlagt Tissot etwa siebzig.
2. Mit einem Federchen aufzutragen (nach einer anderen Stelle derselben Anzeige).
3. FAN 5.Sept.1760. Auch in Belli, LV.5, 4, S.167.
4. Michael Johann Baptist von Wenzel (gest.1790) war einer der berühmtesten Augenoperateure des Jahrhunderts, nach Hirschberg der größte aus der Gruppe der reisenden Starschneider (vgl. Hirschberg, LV.31, 14/1, S.312-18). Nach Bader (LV.2, S.41) gab Wenzels Wiener Tätigkeit einen entscheidenden Anstoß zur dortigen Entwicklung der Lehrtätigkeit in der Augenheilkunde. Wenzel wandte beim Star fast ausschließlich die Extraktionsmethode an. Seine Operationsmethode wurde von seinem Sohn Jakob de Wenzel beschrieben, der selbst ein tüchtiger Augenarzt war. (Vgl. Hirschber, LV.31, 14/1, S.314-18).

die Schmerzen herauszunehmen. Seine Anzeigen enthalten noch etwas mehr als das gewöhnliche Selbstlob: „die Operationen... sind über die Maßen admiriret und applaudiret worden. Es ist schier ohnmöglich, von der Vortrefflichkeit und Vorteil derselben zu urteilen, es sei denn, man hat selbiger beigewohnt".¹ Offenbar lohnte der Aufenthalt in Frankfurt selbst für den Baron Wenzel, der ungeheure Summen zu fordern gewohnt war². Er verlängerte ihn um zwei Wochen, nachdem er anfänglich nur eine Woche hatte bleiben wollen.

Im November 1764 ließ ein italienischer „Oculiste und Chirurgus" namens C o n t i seine Flugblätter verteilen³. Zwei Wochen später machte er in einer Anzeige bekannt, daß er in Gegenwart der Herren Doktoren verschiedene Operationen ausgeführt habe. Die Patienten, denen er „per extractionem" den Star operiert habe, hätten ihr Gesicht vollkommen wiedererhalten. Neue Patienten müßten sich beeilen, da er nach Wetzlar und Kassel abberufen sei⁴. Vier Jahre später, im Oktober 1768, kam er wieder in Frankfurt an, jetzt als der „berühmteste Herr Hofrat Comty"⁵, Oculist, dessen Name durch seine glücklichsten Operationen in den berühmtesten Städten Europas und vielen Akademien rühmlich bekannt".⁶ Im folgenden Jahr war er im Januar kurz in Frankfurt, wobei er im Stile Taylors schon einige Zeit vor seiner Ankunft seine Vorankündigungen in der Zeitung erscheinen ließ. Zur Herbstmesse 1769 erschien er noch einmal in Frankfurt. Er hatte inzwischen seinen Namen wieder etwas aufge-

1. FAN 17. Juli 1761. Diese Anzeige vollständig wiedergegeben in: Belli, LV.5, 4, S.186. Weitere Anzeigen: FAN 7. und 10. Juli 1761.

2. Vgl. unten S.105 f.

3. Flugblatt QV.20, 1/2 (handschriftliches Datum: 1. Nov. 1764).

4. FAN 16. Nov. 1764.

5. Die Namensänderung wurde wohl absichtlich um des französischen Klanges willen vorgenommen. An der Identität ist auf Grund der Ähnlichkeit der Anzeigentexte nicht zu zweifeln. Der Wechsel zwischen „Comty" und „Conty" geht vermutlich zu Lasten des Zeitungskontors. Ähnliche Variationen kommen besonders bei Frankfurter Familiennamen in den FAN zu dieser Zeit häufig vor, z.B.: Feyh-du Fay, Gentzel-Gänssel, Mayer-Meier.

6. FAN 14. und 18. Okt. 1768.

putzt und nannte sich jetzt „Herr Hofrat d e C o n t y ,
Ihro Kaiserl. Majestät wie auch mehrerer hohen Potentaten und
durchlauchtigsten Häusern Oculist“. ¹ In Frankfurt wohnte Con-
ti in verschiedenen Gasthöfen, wo er seine Patienten empfangt;
er machte auf Wunsch jedoch auch Krankenbesuche. Er operierte
den Star „per extractionem“ und die Tränenfistel „auf eine
ganz neue Art“, heilte Flecken und Entzündungen „und überhaupt
alle andere heilbare Erkrankungen der Augen“ mit seinem geheimen
Augenspiritus, der auch ausnehmend gut helfen sollte, „so
sich etwas vor die Augen als Fliegen, Pünctgens und Spinnenge-
webe präsentirt, so gemeinlich Zeichen einer bald erfolgen-
den Blindheit sind“. Wenn wir Conti hören, hatte er mit seinen Ope-
rationen nur den allerglücklichsten Erfolg. 1769 berichtet er,
er habe seine Patienten, die er das vorigemal operiert habe,
alle glücklich kuriert wieder angetroffen.

Auf der Ostermesse 1768 verkaufte eine „Zahnkünstlerin“,
Maria Anna M e y r i n aus Regensburg, neben ihren Zahnarz-
neien auch ein „kühlendes Augenwasser vor Schmerzen und Röte
der Augen“. ²

In den Jahren 1769-88 war öfters ein Zahnarzt Johann Georg
H e s s e l b a c h in Frankfurt. Anfangs nannte er sich
„Zahn-, Leib-, Wund- und Brucharzt“, später „Höchstl. Bay-
reuth-Ansbachischer Dentist“. Außer seinen Zahnarzneien ver-
kaufte er verschiedene Mittel gegen Hühneraugen, gegen Würmer
(„ein Pflaster, den Kindern bei abnehmendem Mond donnerstags
und freitags auf den Nabel zu kleben“) und einen hauptstärken-
den Spiritus. In einem seiner Flugblätter versichert er:

„So erzeiget dieser Spiritus auch eine wunderliche Wirkung de-
nen, die aus Blödigkeit der Augen sich der Brillen oder Augen-
gläser bedienen müssen, die lassen ihnen belieben, täglich 10-
12 Tropfen auf das Haupt und über die Augendeckel zu schmieren,
auch kann man 2 oder 3 Tropfen in die Nasen ziehen, auch die
Schwammbüchselein mit anfüllen, sie sind versichert, die gemel-
den Augengläser hinwegzulegen, und dagegen ein solches gesun-
des Gesicht zu bekommen, daß man auch die allerkleinsten und

1. FAN 13., 17. und 20. Jan. und 29. Aug., 1. u. 12. Sept. 1769.
In diesem Jahr hat Conti u. a. in Mainz und Darmstadt ope-
riert. Früher war er „in allen Hauptstädten Frankreichs und
Deutschlands“, u. a. in Mannheim, Mainz und Köln gewesen;
davor hatte er in „kaiserl. königl. Armeen“ gedient (vgl.
sein Flugblatt a. a. O.).

2. FAN 19. April und 10. Mai 1768 und Flugblatt QV. 20, 1/24.

subtilsten Schriften ohne Hindernis lesen kann".¹

Aus zufällig für einige Jahre erhaltenen Quellen kennen wir die Gutachten des Primarius über Hesselbach, der sich wie üblich zur Prüfung einstellte. 1772 wurde er abgelehnt, weil gerade nicht Messezeit war², 1769 und 1776 hieß es, man könne ihn als Zahnarzt die Messe über zulassen, wenn er sich des Verkaufs seiner sonstigen innerlichen und äußerlichen Mittel enthalten wolle³. Um so mehr verwundert es, daß er 1784 doch wieder seinen Spiritus in der Zeitung anpreist. Später erscheint er allerdings nur noch als Zahnarzt⁴.

Von einem Zahnarzt Adolph D i c k aus Danzig ist ein Flugblatt (ohne Jahr) erhalten, in dem er u.a. ein Augenwasser gegen Hitze, Triefen, Felle, und Flecken anpreist, „welches in einer Nacht die Prob zeigen muß, und so probatum ist, daß es mit keinem Geld zu bezahlen".⁵

Ein Wunderk doktor namens T i s s e r e n d machte 1769 großes Aufsehen. Er heilte, zum Teil durch Handauflegen, Taube, Bucklige und Lahme auf offener Bühne in einem Saal. Vom Magistrat wurden ihm große Ehren zuteil, bei den Ärzten dagegen machte er sich nicht sehr beliebt. Tisserend verkaufte u.a. auch ein Augenwasser. Besondere Augenkuren sind von ihm nicht bekannt⁶.

Im April 1769 offerierte eine „fremde Person" den den FAN deutsch und französisch dem Publikum ihr „mühsam erfundenes Augenwasser".⁷

1. Flugblatt, o.J., lose in: Bes.Prot. B, vor S.461. Ein anderes lose in: Bes.Prot. C, vor S.246.
2. Mit der Begründung, es laufe gegen die Medizinalordnung, Zahnärzte und „Storger" außerhalb der Messen zuzulassen.
3. Bes.Prot. B, S.461 f. (28.Aug.1769), C, S.49 (29.Juli 1772) und C, S.246 (23.Auf.1776).
4. FAN 31.Aug.1784 und 13.Sept.1788.
5. Flugblatt QV.20, 1/3.
6. Der Frankfurter Arzt Joh. Mich. Hoffmann gab noch im gleichen Jahr eine Schrift über Tisserend (vgl. LV.34) heraus, die über alle Einzelheiten Aufschluß gibt. Zu Tisserend (auch Tisserent oder Tisserand) vgl. auch Kallmorgen, LV.45, S.45 und Diehl, LV.11, S.56. Hinweise auf weitere Literatur sowie unbenutzte Quellen gibt Karl Sudhoff in: Mitt., LV.64, 11, S.72. Die Akten über die Vorgänge in Frankfurt befinden sich in Bd. 18 der Medicinalia.
7. FAN 11.April 1769.

Kurz vor der Herbstmesse 1769 wies der Rat den Oculisten, Stein- und Schnittarzt Johann Papist H a u ß h a m m e r auf Grund negativer Beurteilung durch den Primarius ab. Dieser hatte den Oculisten, der auch eine Universalinktur verkaufen wollte, examiniert und sein Wissen für so ungenügend befunden, daß das Publikum nur Schaden von ihm zu erwarten habe¹.

Für die Herbstmesse 1771 wurde einem Oculisten, der sich „Chevalier de S e h e t t e " nannte, zu praktizieren erlaubt, nachdem der Primarius sein Wissen für hinreichend befunden hatte. Der „Ritter" gab eigens für Frankfurt gedruckte Handzettel aus, denen folgendes zu entnehmen ist: Der Oculist, wohnhaft in Paris, kommt von Brüssel über Aachen nach Frankfurt. Er will einen Monat bleiben, die Operationen finden in seinem Logis nachmittags um 3 Uhr in Gegenwart der Ärzte und Chirurgen statt. Er operiert den Star durch „Herausziehung" der cristallinen Feuchtigkeit" und behandelt alle Augenleiden, sofern sie heilbar sind. „Er saget aufrichtig voraus, ob Hoffnung da sei, und unternimmt nichts, was seine Kenntnis übersteigt". Er gibt ein augenstärkendes Wasser aus und setzt künstliche Augen aus Emaille, „so von den natürlichen nicht zu unterscheiden", ein. Zum Schluß führt er acht Personen mit Namen an, die er kürzlich in Koblenz operiert hat, darunter den Hofmusikus Josef Spietz, den er in Gegenwart des Kurfürsten und des ganzen Hofstaates operierte².

Vor der Ostermesse 1772 meldete sich Johann Melchior R a u c k , Operateur und Oculist, aus Fulda gebürtig, beim Primarius und bat um die Erlaubnis, „öffentlich zu Pferde auszustehen und seine Profession betreiben zu dörrfen". Der Primarius sah sich die mitgebrachten Zeugnisse an, examinierte ihn und fand ihn in den chirurgischen Operationen wohl bewandert. Die Laxierschokolade, die Rauck verkaufen wollte, fand seine Zustimmung nicht, da er meinte, sie könnte schwächlichen Personen gefährlich werden; außerdem liefe es den Bestimmungen zuwider. Der Primarius schrieb in das Protokollbuch, es könne dem Herrn Rauck gegen Erlegung der gewöhnlichen 3 fl. das Ausstehen

1. Bes.Prot. B, S.461 f.(30.Auf.1769).

2. Bes.Prot. B, S.623 f., das Flugblatt lose vor S.625. Der Name lautet im Protokoll „Schette", auf dem Flugblatt „Sehette".

gestattet werden, wenn er sich des Verkaufs seiner Laxier=schokolade oder sonst innerlicher Mittel enthalten wolle. Ein gleichlautendes Gutachten ging an den Magistrat. Der Rat hatte jedoch diesmal seine eigene Meinung und beschloß am folgenden Tag: „Solle man ihm das Operieren und öffentliche Ausstehen in bevorstehender Messe abschlagen und ihn anweisen, sich von hier wegzubegeben“.¹

Im Frühjahr 1775 kam der damals bereits bekannte Augenarzt Johann Heinrich J u n g , genannt S t i l l i n g , nach Frankfurt, angelockt durch die bedeutende Belohnung von 1000 fl., die ihm für die Staroperation an dem erblindeten Herrn von Lersner versprochen waren².

Jung-Stilling (1740-1817), der Nachwelt besonders durch seine mystischen Schriften bekannt, ging als Sohn sehr armer Eltern zunächst in die Schneiderlehre, war dann Hauslehrer und studierte später, nachdem er nach den Rezepten eines kurpfuschenden Pastors bereits Augenkuren betrieben hatte, in Straßburg Medizin, wo er bei Lobstein³ die Staroperation erlernte und Goethe kennenlernte. 1772 ließ er sich in Elberfeld als Arzt nieder und erwarb sich in kurzer Zeit einen guten Ruf als Staroperateur⁴.

In Frankfurt wohnte Jung-Stilling im Hause der Familie Goethe am Großen Hirschgraben. Jung-Stilling besuchte den Patienten, fand den Fall zur Operation geeignet und machte ihm die beste Hoffnung. Dann stellte er sich bei Burggrave⁵ vor, der damals 75 Jahre alt und recht gebrechlich war. Burggrave hatte als Praktiker selbst Augenkranke behandelt und in seinem Leben viele Augenärzte vorbeiziehen sehen; 1750 hatte er dem Ritter Taylor vorzeitig ein gutes Zeugnis ausgestellt. Die

1. Bes.Prot. C, S.26,28 (Eintragung vom 9.Apr.1772) und MA 18, fol.240 f. (Attestat des Primarius vom gleichen Datum, Senatsbeschluß unten vermerkt).
2. Vgl. zum folgenden Artelt, LV.1, S.277-79. Jung-Stilling schildert den Aufenthalt in seiner Autobiographie (Jung, LV.42, S.50 f. und 55), ebenso Goethe in Dichtung und Wahrheit, 4. Teil, 16. Buch.
3. Johann Friedrich Lobstein (1736-1784), vgl. Hirschberg, LV.31, 14/1, S.213.
4. Vgl. Eduard Manger: Jung-Stilling. In: Allg.D.Biogr. 14, S.697-704.
5. Johann Philipp Burggrave d.J. (1700-1775), seit 1724 als Arzt in Frankfurt niedergelassen, Verfasser zahlreicher medizinischer Schriften, Hausarzt der Familie Goethe, vgl. Kallmorgen, LV.45, S.234 f., sowie oben S.50 und unten S.116 f.

Worte, mit denen er seinen Besucher entließ, vermerkte dieser selbst als ein hohes Lob: „Herr College! Sie sind auf dem rechten Wege; ich hörte von ihrem Ruf hierher, und stellte mir nun einen Mann vor, der im höchsten Modeputz mich besuchen komme und wie gewöhnlich sich als ein Charlatan präsentieren würde, aber nun finde ich gerade das Gegenteil: Sie sind bescheiden, erscheinen in einem modesten Kleide, und sind also ein Mann, wie der sein soll, der denen, die unter der Rute des Allmächtigen seufzen, beistehen muß. Gott segne Sie!“¹

Zum festgesetzten Termin operierte Jung-Stilling in Gegenwart einiger Ärzte und Wundärzte, die er für alle Fälle als sachkundige Zeugen zugezogen hatte. Nach der Operation sah der Patient, so daß alles gut gegangen zu sein schien. Doch Herr von Lersner, so berichtet Jung-Stilling selbst, „wurde aller Mühe ungeachtet nicht sehend: Seine Augen fingen an, sich zu entzünden und zu eitern, mehrere Ärzte unterstützten ihn, aber es half alles nichts“.² In Goethes Darstellung nehmen die Vorgänge deutlicher Gestalt an: „Nach mehreren ärztlichen Vorbe-
reitungen ward nun endlich der Star auf beiden Augen gestochen; wir waren höchst gespannt; es hieß: der Patient habe nach der Operation sogleich gesehen, bis der Verband das Tageslicht wieder abgehalten. Allein es ließ sich bemerken, daß Jung nicht heiter war und daß ihm etwas auf dem Herzen lag; wie er mir denn auch auf weiteres Nachforschen bekannte, daß er wegen Ausgang der Kur in Sorge sei... Jung bekannte, daß es diesmal so leicht und glücklich nicht hergegangen: die Linse sei nicht herausgesprungen, er habe sie holen, und zwar, weil sie angewachsen, ablösen müssen; dies sei nun nicht ohne einige Gewalt geschehen. Nun machte er sich Vorwürfe, daß er auch das andere Auge operiert habe. Allein man hatte sich fest vorgesetzt, beide zugleich vorzunehmen, an eine solche Zufälligkeit hatte man nicht gedacht und, da sie eingetreten, sich nicht zugleich erholt und besonnen. Genug, die zweite Linse kam nicht von selbst, sie mußte auch mit Unstatten abgelöst und herausgeholt werden“.³ Jung-Stilling machte sich selbst die heftigsten Vor-

1. Vgl. Jung, LV.42, S.51.

2. Vgl. ebenda S.51.

3. Goethe, Dichtung und Wahrheit, 4.Teil, 16.Buch.

würfe, er habe sein Fach nicht durch und durch studiert, sondern seine Kuren nur auf gut Glück betrieben, und dies sei nun die gerechte Strafe¹. Die Familie von Lersner zahlte übrigens die auf jeden Fall ausbedungenen 1000 fl. in großmütigster Weise aus, was Jung-Stilling, der die meisten Patienten umsonst operierte und stets in Geldsorgen war, sehr zustatten kam. Jung-Stilling hat in Frankfurt damals auch einige Arme, und zwar mit dem besten Erfolg, operiert, darunter einen alten blinden Bellteljuden aus dem Isenburgischen, der sich auf dem Heimweg nach seiner Heilung auf offener Straße in der Fahrgasse in lauten Lobpreisungen auf „den Herrn und den Wundermann, seinen Gesandten“ erging².

Jung-Stilling nahm sich den unglücklichen Vorfall außerordentlich zu Herzen. Er zog sich von Augenheilkunde zurück; seine Praxis nahm rasch ab, und 1778 legte er sie ganz nieder. Er wandte sich den Kameral-Wissenschaften zu, bekam 1787 eine Professur in Marburg und 1804 eine solche in Heidelberg. Er gab indessen die Augenheilkunde nie ganz auf. 1791 verfaßte er in Marburg seine „Methode den grauen Star auszuziehen“.³ Auf Biten von Patienten unternahm er immer wieder große Reisen, auf denen er zahlreiche Starkranke operierte⁴.

Zur Herbstmesse 1755 las man in den FAN: „Die Herren P e l l i e r , königlich französische pensionierte Augenärzte zu Metz, welche daselbst ihren gewöhnlichen Aufenthalt haben, sind eben von Mainz angekommen, des Vorhabens, auch hier ihre

1. Hirschberg, LV.31, 14/1, S.211) meint dazu, seine Art des Starschnitts, wie er sie 1791 in seiner „Methode den grauen Star auszuziehen“ beschrieben hat, sei „im Allgemeinen und vollends für einen angewachsenen Altersstar ganz unzureichend“ gewesen.
2. Vgl. Goethe a.a.O.
3. Jung, Joh. Heinrich: Methode den grauen Star auszuziehen und zu heilen. Nebst einem Anhang von verschiedenen andern Augenkrankheiten und der Cur-Art derselben. Marburg 1791 (Zit. nach Hirschberg, LV.31, 14/1, S.209. In Frankfurt gab er 1775 noch eine kleine Schrift, Lobsteins Starmesser betreffend, heraus, vgl. ebenda).
4. z.B. reiste er 1801, 1802 und 1805 in die Schweiz, später einmal nach Bremen. Bader berichtet über die Schweizerreisen aus lokalen Quellen, vgl. Bader, LV.1, S.41-46. In Winterthur operierte Jung-Stilling 1801 33 Patienten, in Basel 72 Patienten, vgl. ebenda S.44 f.

Kunst auszuüben".¹

Es gab damals drei Augenärzte dieses Namens aus Metz. Pellier der Vater war Chirurg und Stadtaugenarzt zu Bar-le-Duc und Metz, ein Schüler Daviels². Seine beiden Söhne gingen als Augenärzte zunächst auf Reisen. Der jüngere, Guillaume Pellier, ließ sich 1776 in Montpellier nieder, wo er, abgesehen von einzelnen Reisen, bis zu seinem Tode blieb³. Seine wissenschaftliche Leistung und seine Operationsmethoden wurden von Hirschberg eingehend gewürdigt⁴. Von dem älteren Bruder schreibt Hirschberg lediglich, daß er lange Zeit zu Nancy praktizierte und dann nach England ging, wo er wegen seiner glücklichen Augenoperationen in Aberdeen das Bürgerrecht erhielt⁵. Der Oculist Lefebure erwähnt außer dem Augenarzt Pellier zu Montpellier (=Guillaume) dessen Bruder, „Professor zu Erlangen und reisen=der Augenarzt“.⁶ Ein Jean Pellier, Sohn eines Oculisten aus Metz, war 1777 in Kopenhagen und erhielt nach einer Prüfung durch das medizinische Kollegium die Erlaubnis, für einige Wochen dort zu praktizieren⁷. Ein Oculist Pellier operierte 1795 in Basel mit großem Erfolg⁸.

Eine Praktiziererlaubnis wurde nur für einen der beiden Augenärzte eingeholt⁹. In den folgenden Jahren (1776, 1785-88) erschien dann nur noch ein Augenarzt, und zwar stets derselbe¹⁰. Er nennt sich „Sohn des Augenarztes Herrn Pellier aus Metz, königlich französischer Augenarzt, approbiert von den Medizinischen Fakultäten zu Wien, Paris und Berlin“ und 1786 auch „privilegiertes Augenarzt von Sr. Maj. dem König von Preußen“. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um Jean Pellier, den Bruder des berühmten Guillaume Pellier zu Montpellier. Nach seinen eigenen Angaben hat er seine Tätigkeit etwa 1769 begonnen. Er

-
1. FAN 12.Sept.1775.
 2. Vgl. Hirschberg, LV.31, 14/1, S.92.
 3. Gest. 1835 im Alter von 84 Jahren. Er nannte sich eigentlich Pellier de Quengsy, soll aber in der Revolutionszeit den zweiten Teil des Namens unterdrückt haben, vgl. Hirschberg a.a.O., S.92.
 4. Vgl. Hirschberg, a.a.O., S.92-105.
 5. Vgl. ebenda S.92.
 6. Vgl. Lefebure, LV.57, S.73 und 256 f.
 7. Vgl. Johnsson, LV.39, S.253.
 8. Vgl. Bader, LV.2, S.46. Bader hält diesen Pellier offenbar für Guillaume Pellier, ebenso gut könnte es sich aber auch um seinen Bruder Jean gehandelt haben.
 9. Bes.Prot. C, S.215 (6.Sept.1775). Ein Vorname ist nicht angegeben.
 10. Dies ergibt sich klar aus den jeweiligen Hinweisen auf den vorigen Aufenthalt.

bereiste vorwiegend den süddeutschen Raum¹.

Pellier ließ regelmäßig sehr lange Zeitungsanzeigen erscheinen; außerdem gab er Handzettel mit jeweils dem gleichen Text aus². Er berichtet darin von seinen neuesten Erfolgen und führt zahlreiche von ihm geheilte Personen namentlich auf. Im September 1776 zog er sich eine Beschwerde des Primarius zu, weil er eine Anzeige aufgegeben hatte, bevor er seine Erlaubnis eingeholt hatte. Er holte das Versäumte nach, entrichtete seine 3 fl., und damit war die Sache beigelegt³. 1786 beehrte die Stadt ihn mit ihrem Vertrauen: Ein Stadtsoldat, der Musketier Schnitter, war blind geworden und man schickte zu Pellier, der sich bereit erklärte, den Fall gegen Belohnung zu übernehmen. Der Soldat war arm. Pellier, der die Armen, sofern sie ein vom Pfarrer oder einem Amt ausgestelltes Zeugnis ihrer Armut brachten, umsonst zu behandeln pflegte, dachte wohl, die Stadt könnte in diesem Fall ruhig für die Bezahlung aufkommen. Der Deputierte des Kriegs-Zeugamtes schrieb an den Rat um Bewilligung des Kosten „ex aerario“ (aus dem Stadtsäckel), da die Krankenbüchse des Zeugamtes sich in üblen Umständen befinde. Der Rat gab zwar seine Zustimmung zu der Kur, verweigerte aber die Kostenübernahme⁴. Den Anstoß zu diesem Vorgang hatte zweifellos eine gelungene Operation gegeben, die Pellier im Vorjahr an dem Capitain-Lieutenant J.W.A. Jäger, dem Zeugwart der Artilleriekompanie der Stadt Frankfurt, ausgeführt hatte⁵. 1786

1. Er nennt besonders die Städte Mainz, Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Bamberg und München sowie einige kleinere Orte. Als Herkunftsort gibt er außer Metz manchmal Paris an; einmal heißt es, er komme von Nancy, was sich mit den Angaben von Hirschberg (LV.31, 14/1, S.92) teilweise deckt.
2. Anzeigen erschienen in den FAN im Sept.1775 und 1776, April 1785, April-Mai 1786, Sept.1787 und März 1788.
Zwei Flugblätter sind erhalten: eines von 1776 als loses Blatt in: Bes.Prot. C, vor S.248, ein anderes von 1785 in: MA 27, fol.279.
3. Bes.Prot. C, S.248 (6.Sept.1776) und S.248 f. (9. Sept.1776).
4. MA 27, fol.278 (19.April 1786).
5. In seinem Flugblatt von 1786 hat Pellier diesen Jäger zum Stückhauptmann gemacht, welche Charge zur fraglichen Zeit ein Herr von Adlersburg innehatte. Jäger, 1755 als Stück-Lieutenant zuerst erwähnt, wird nach der Operation noch drei Jahre lang als Capitain-Lieutenant geführt, was für einen wenigstens zeitweiligen Erfolg spricht. 1789 erscheint er

machte er bekannt, er habe außer einigen erst kürzlich wiederhergestellten Patienten „im Auftrag von löblichem Kriegszeugamte etlichen Soldaten von hiesiger Stadtgarnison, im Hospital dahier in glücklicher Weise das Gesicht wieder verschafft, ohne daß diese Patienten insgesamt nur über den geringsten Schmerzen zu klagen hätten“.

Pellier behandelte ausschließlich Augenpatienten. Er operierte nach der Extraktionsmethode und belehrte sein Publikum über die Vorzüge dieser „neuen“ Methode gegenüber der Niederlegung, die viele Rückfälle verursacht habe². Seine operierten Patienten waren meist über 70 Jahre alt, vereinzelt waren auch Kinder darunter; fast alle waren bereits mehrere Jahre blind gewesen. Einmal erwähnt er die Operation von Tränenfisteln, die vier und acht Jahre bestanden hatten³. Er rühmte sich auch, viele Fälle von schwarzen Star geheilt zu haben, die alle anderen für unheilbar gehalten hatten⁴. Überhaupt trat er, wie es zu seinem Beruf gehörte, sehr selbstbewußt auf und sparte nicht mit Eigenlob: „Es ist hierbei noch anzumerken, daß dieser Artist sich kürzlich durch viele Dinge berühmt gemacht hat, welche größtenteils vielen Augenärzten zu tun unmöglich waren“.⁵ Pellier verkaufte auch einen Augenbalsam, der überbeanspruchte Augen stärken und den Ansatz des grauen Staren verhindern sollte, für 3 fl. Bei Erblindung und starker Entzündung sollte man sich aber keine Hilfe davon versprechen, sondern sich an ihn selbst wenden⁶. Er hielt von 8 bis 12 und von 2 bis 4 Uhr Sprechstunde in seinem Logis; er wohnte im Gasthaus zum Golde-

als Emeritus, ab 1791 nicht mehr (Vgl. im Ratskalender 1755-91, unter Kriegs-Zeugamt).

1. FAN 26.Mai 1786.

2. FAN 6.Sept.1776.

3. Vgl. FAN 6.Sept.1776.

4. Vgl. Flugblatt 1786, a.a.O. Wie weit seine Methoden den bekannten seines Bruders glichen, läßt sich schwer sagen. Seine Instrumente (abgebildet in: Hirschberg, LV.31, 13, S.118) waren von denen seines Bruders verschieden. Auch Guillaume Pellier wollte den beginnenden Star medikamentös heilen und bestand auf der Heilbarkeit des schwarzen Staren, vgl. Hirschberg, LV.31, 14/1, S.98 und 105.

5. FAN 14.Sept.1776.

6. Vgl. FAN 12.Mai 1786.

nen Löwen oder in Privatquartieren.

Ein Chirurg aus Bockenheim namens R o u s s e t hielt 1775-84 fast zu jeder Messe am Liebfrauenberg seine Arzneien feil, darunter auch ein „vortreffliches Wasser vor die Augen“.¹

Zu Beginn der Herbstmesse 1776 empfahl sich in einer Zeitungsanzeige ein Herr H u e t ², „Pensionair des Hotel de Dieu zu Paris und Licentiat der Arzney-Gelahrtheit“ für alle chirurgischen Operationen, Behandlung aller Augenkrankheiten, aller Zufälle der Zähne und venerischer Krankheiten. Erst einige Tage später bequeme er sich zu einem Gang zum Primarius und erklärte, „daß er diese Herbstmesse über alle ihm nur vorkommenden innerliche Krankheiten nicht allein kurieren, sondern auch seine selbst präparierte Medizin denen Patienten verkaufen und eingeben wolle“. Es stellte sich heraus, daß er „kein Doktor rite promotus, sondern nur ein studiosus medicinae“ war. Daher empfahl der Primarius, sein Gesuch abzuschlagen³.

Unter den anonymen Ärzten in den FAN fällt 1777 einer auf, der mit dem typischen Repertoire der Schnitt- und Augenärzte aufwartet: Operation von Star, Brüchen, Gewächsen und Hasenscharten und Kuren innerer Krankheiten⁴. Er nennt sich „Arzt“ und annonciert zunächst ohne Angabe des Namens; seine Adresse kann man im Zeitungskontor erfragen. Er weist darauf hin, daß er seit einigen Jahren „in einem Flecken ohnweit Frankfurt“ seßhaft ist und nur manchmal nach Frankfurt kommt. Er verbürgt sich mit Vermögen, Leib und Ehre für eine gewissenhafte Behandlung und hofft, alle Vernünftigen könnten nicht anders denken, „als daß dieser Arzt bloß aus Liebe zu seinem Nächsten

1. Vgl. zahlreiche Anzeigen in den FAN 1775-84, z.B. 20.Apr. 1775. Bockenheim: Stadtteil von Frankfurt, damals freiliegendes Dorf. Liebfrauenberg: Platz im Zentrum von Frankfurt.
2. FAN 6.Sept.1776. Huet gibt an, er sei im letzten Krieg (dem siebenjährigen) mit der französischen Armee in Deutschland gewesen und habe nachher die englischen und spanischen Kolonien in Amerika bereist.
3. Bes.Prot. C, S.249 f. (9.April 1776). Anlässlich dieses Falles erhielt der Primarius von den Bürgermeistern den Befehl, niemanden mehr ohne ihre Weisung zu examinieren, „weilen solche Personen öfters falsch berichten“.
4. Vgl. FAN 16.Sept.1777.

seine Geschicklichkeit bekannt machet".¹ 1781 annonciert er wieder zunächst anonym, dann aber mit vollem Namen: Georg Ludwig B e r t i n g aus Büdingen². Vermutlich handelte es sich nicht um einen Arzt, sondern um einen Operateur der üblichen Art.

Ende Oktober 1778 kam der „Medicinae Doctor und Oculist" Friedrich Wilhelm J e r i c h o aus Eisenach nach Frankfurt. Er war auf dem Wege von Holland nach Sachsen-Eisenach, wohin man ihn zu einer Staroperation gerufen hatte. Als er sich beim Primarius Gladbach vorstellte, wurde er von diesem als Kollege mit Achtung behandelt³. Gladbach unterhielt sich mit ihm über einige Augenkrankheiten und deren Behandlung und empfahl ihn, nachdem er noch seine Promotionsurkunde, seine Dissertation und Zeugnisse von Professoren gesehen hatte, dem Rat zur Zulassung. Wenig später ließ Jericho eine Notiz von seiner Ankunft in die Zeitung einrücken⁴, er empfangen seine Patienten täglich von 9 bis 12 Uhr in seiner Wohnung im Gasthaus zum Römischen Kaiser; Arme behandle er umsonst. Ursprünglich wollte er nur drei Wochen bleiben; schon nach einer Woche kündigte er jedoch eine Verlängerung seines Aufenthaltes an, da die Zeit nicht ausreiche, um alle Patienten, die aus Frankfurt und auch aus entfernteren Städten zu ihm kämen, zu kurieren. Einigemal berichtete er in kurzen Meldungen von seinen Operationen, die er in Gegenwart von Ärzten und Chirurgen „mit dem gewünschten Succes" ausgeführt hatte⁵. Vor seiner Abreise ließ er sich ein Zeugnis von den Stadtärzten ausstellen, das folgenden Wortlaut hat:

„Nachdem Herr Friedrich Wilhelm Jericho, Med.Doct. und Oculista, auf erhaltene hochobrigkeitliche Erlaubnis, seither den 27. 8bris bis dato, allhier in unserer Gegenwart zum öftern viele Operationes per extractionem cataractae gemacht, und denen Blinden meistens zu ihrem Gesicht wieder geholfen, auch überhaupt gründliche und hinlängliche Wissenschaft in mor-

1. Solche frommen Sprüche sind, wie wir bereits sahen, ziemlich verdächtig und besagen eher ihr genaues Gegenteil.
2. Vgl. FAN 20.Juli und 7.Sept.1781.
3. Bes.Prot. C, S.359 (27.Okt.1778). Gladbach enthielt sich darin der sonst üblichen leicht despektierlichen Ausdrücke.
4. Vgl. FAN 30.Okt.1778.
5. Vgl. FAN 6. und 13.Nov. und 1. und 4.Dez.1778.

bis oculorum und deren Operationibus, nicht weniger aber da= bei viele Adresse und Geschwindigkeit im Operieren besitzt: als haben wir nicht ermangeln wollen, auf Verlangen dieses At= testatum Ihme schuldigst zu erteilen. Frankfurt, den 10. De= zember 1778 (Unterschriften der vier Physici)".¹

Dieses nüchterne Lob ist sicher weit höher zu bewerten als das seinerzeit so voreilig ausgestellte Zeugnis für Taylor. Im Ap= ril hielt sich Jericho wieder für drei Wochen in Frankfurt auf. Er wollte anschließend nach Holland weiterreisen².

1787 richtete Jerichos Ehefrau, Johanna Dorothea Jericho, eine Bittschrift an den Rat, um eine Aufenthaltsgenehmigung für zwei Jahre für sich und ihre beiden Kinder zu erhalten. Ihr Mann sei nach Amerika gegangen, sie habe ihm aber nicht folgen können, da ihr das Klima nicht zuträglich sei. Ihr Mann habe ihr den Aufenthalt in der Nähe des Maines angeraten; sie habe schon eine Zeit lang in Mainz gewohnt, sei aber von dort wegge= gangen, weil sie ihre Kinder evangelisch erziehen wolle. Sie versprach, niemand den geringsten „Nahrungsabbruch“ zu tun, sondern in der Stille von ihrem Gelde zu leben. Die Sache wur= de zur Untersuchung an das Schatzungsamt verwiesen. Dieses ließ sich von einem Bürger, der in Vertretung für Frau Jericho dort erschien, das gleiche noch einmal mündlich vortragen und nahm alles umständlich zu Protokoll. Dieses Schriftstück ging an den Rat, der nun endlich das Schatzungsamt anwies, einen Permis= sionsschein auf zwei Jahre auszustellen. Der weitere Lebensweg der Frau Jericho ist nicht bekannt³.

1793 im Mai erschien Jericho noch einmal in Frankfurt und wandte sich an den Rat mit der Bitte, sich zwei Monate in der Stadt aufhalten und operieren zu dürfen. Er berief sich auf sei= ne bisherigen glücklichen Operationen und legte verschiedene Zeugnisse bei⁴. Die Erlaubnis wurde ihm mit der Bedingung er= teilt, daß er seine Operationen nur in Gegenwart eines der Phy= sici verrichten dürfe⁵. Wieder zeigte er seine Anwesenheit in

1. Bes.Prot. Q, S.366 (10.Dez.1778).

2. Vgl. FAN 1.April 1780.

3. Ratssuppl. 1787/3, fol.129, 131 und 132 (Suppl., Protokoll und Beschluß, 9.-12.Juli 1787).

4. Ratssuppl. 1793 Apr.-Juni, fol.249 f. (15.Mai). Er schreibt, es sei ihm vor 12 Jahren schon einmal ein Aufenthalt für 3 Jahre (!) genehmigt worden. Selbst wenn das stimmt (es wäre etwa 1781-84) scheint er doch in dieser Zeit nicht in Frank= furt praktiziert zu haben, denn in einer nur wenig später aufgegebenen Anzeige (FAN 21.Mai 1793) bezieht er sich nur auf die uns bekannten Aufenthalte (allerdings auch nur unge= fähr zutreffend: „vor 13-14 Jahren“).

5. Die feierliche Mitteilung des Beschlusses ist erhalten, da Jericho das Blatt seinem nächsten Gesuch beigelegt hat (Ratssuppl. 1793 Apr.-Juni, fol.636 a).

den FAN an. Diesmal wohnte er privat bei dem Frankfurter Arzt Hoffman junior, wo er täglich von 11 bis 12 Uhr Sprechstunde hielt¹. Nach Ablauf der zwei Monate kam Jericho um Verlängerung um einen weiteren Monat ein, da noch verschiedene Patienten seiner Hilfe bedürftigen und auch einige auswärtige noch auf der Herreise begriffen seien, um sich in seine Behandlung zu begeben. Das Gesuch wurde mit der gleichen Bedingung wie das vorige bewilligt². Insgesamt stellt Jericho durch die Tatsache, daß er Arzt war, und mit seiner vergleichsweise zurückhalten- den Werbung eine gewisse Ausnahme unter seinen Berufsgenossen dar. Leider waren biographische Angaben über ihn an keiner anderen Stelle zu finden.

Im September 1780 hielt sich „der königlich-französischen Akademien Wund-, Augen- und Zahnarzt“ G i r a u l t vierzehn Tage lang in Frankfurt auf³. In den vorausgegangenen zwei Monaten will er 22 Staroperationen vorgenommen haben, die letzte in Kassel bei einem seit 14 Jahren blinden 77-jährigen Mann „nach der neuen Art der Herausziehung“.⁴

Ein französischer Wundarzt namens D u m a s , der sich auf die Heilung von Brüchen spezialisiert hatte, bot 1782 u.a. „feste Gebänder für die Tränenfisteln“ an⁵.

Der Ritter T a d i n y untermalte seinen Aufenthalt in Frankfurt im April 1783 durch eine Serie von Zeitungsberichten. Danach war er vom 6. bis zum 20. April da und operierte in dieser Zeit vier Personen in Frankfurt und drei weitere in

1. Vgl. FAN 21. und 24. Mai 1793.

2. Ratssuppl. 1793 Apr.-Juni, fol. 634 f. (Suppl. vom 24. Juni 1793).

3. Er hatte ein Privileg für „alle kurfürstl. hannoverschen Staaten“. Vermutlich handelt es sich um den späteren kurhannoverschen und braunschweigischen Hofzahnarzt Jean G. Girault, der ein Instrument zur richtigen Führung des Fadens bei der Operation der Tränenfistel angegeben hat. (Vgl. Hugo Magnus, Art. Girault, in: Hirsch-Gurlt, LV. 30, 2, S. 760. Zur Operation der Tränenfistel vgl. Hirschberg, LV. 31, 14/1, S. 28-43).

4. Vgl. FAN 23. Sept. 1780.

5. FAN 3. März und 4. April 1782 (deutsch und französisch). Die Anwendung eines solchen Apparates habe ich nur an einer Stelle (zur Kompression in der Operationsnachbehandlung) gefunden, vgl. Hirschberg, LV. 31, 14/1, S. 33.

Darmstadt. Er reiste dann nach Wien weiter¹.

Durch ihre bescheidene Zurückhaltung fallen die ersten Anzeigen des Oculisten H e t t e im Juni 1785 auf:

„Mit gnädigster Bewilligung eines hochweisen Magistrats macht Unterzeichneter denjenigen bekannt, welche Fehler an ihren Augen haben oder in Blindheit verfallen sind, er selbige operieret und alle tunliche Hülfe leistet. Den Armen dienet er unentgeltlich.

Adam Hette, Oculist
wohnhaft im goldenen Apfel Lit.J., Num.131".²

Hette hatte seinen festen Wohnsitz in Köln³ und operierte meist zuhause. Die Kranken kamen auch aus der weiteren Umgebung zu ihm gereist⁴. Von Zeit zu Zeit unternahm er größere Reisen. In den Jahren 1791-96 kam er je einmal nach Frankfurt. Von den fünf Blinden, die er nachweislich in dieser Zeit in Frankfurt operiert hat, war nur einer ein Frankfurter Bürger; zwei kamen von kleineren Orten in der Umgebung, einer war von Mainz und einer von Mannheim herbeigereist⁵. Im März 1804 kam Hette noch einmal nach Frankfurt. Er hatte seinen Wohnsitz inzwischen nach Regensburg verlegt⁶.

Hette pflegte für jeden durch Operation geheilten Patienten eine besondere Anzeige im Stil einer redaktionellen Meldung, mit Namen, Wohnung und einer fortlaufenden Nummer des

1. FAN 4., 8., 11. und 19. April 1783. Man findet sonst gewöhnlich die Schreibweise Taddini. Es gab zwei Oculisten dieses Namens, Vater und Sohn; hier wird es sich um den Vater handeln.

Ein Ritter Taddini erhielt 1759 die Erlaubnis, in Kopenhagen zu praktizieren. Er hatte Atteste von verschiedenen dänischen Städten (vgl. Johnsson, LV.39, S.255 f.). Nach Norri (LV.66, S.232) wurde er vor das Collegium medicum zitiert, weil er hohe Honorare von Leuten genommen hatte, die nachher nicht gesund geworden waren. In der „Gazette van Gendt“ annoncierte er 1788, 1791 und 1800 (vgl. Hirschberg, LV.31, 14/1, S.321). Einige zeitgenössische Urteile über Taddini junior bringt Stricker (vgl. Stricker, LV.83, S.114-116).

2. FAN 28. Juni 1785, ähnlich auch am 1. Juli.

3. „auf dem Margarethengarten dem Frankenturm über“, vgl. z.B. Frankfurter Postamtzeitung, QV.19, 11. Juli 1791.

4. Es kamen Kranke aus der Gegend von Bonn, Düsseldorf und Saarbrücken zu ihm, die meisten aber aus dem Kölnischen.

5. FAN 27. März, 3., 5. und 20. Apr. und 1. Mai 1792, 1. Okt. 1793, 8. u. 12. Aug. 1794, 23. u. 26. Febr. 1796. Frankf. Postamtz., QV.19, 13. u. 31. Mai 1791.

6. Vgl. FAN 23. März 1804.

Patienten, in eine Zeitung, meist die Postamtszeitung der betreffenden Gegend, setzen zu lassen¹; zusätzlich gab er auch die üblichen Werbeanzeigen heraus. In den Berichten von seinen geglückten Operationen² sind ganz knapp die Umstände der Krankheit angegeben, z.B. daß der Patient gänzlich blind war und herbeigeführt oder gefahren werden mußte und wie lange er schon blind war. Die meisten Patienten waren über 60 Jahre alt, rund 20% waren über 70, und nur von zweien heißt es: ein junger Mensch bzw. eine junge Person. Über die Art der Operation erfahren wir nichts. War der Patient beidseitig blind, so operierte Hette beide Augen in einer Sitzung. Gewöhnlich heißt es, daß die Patienten nach der Operation eine Nadel sehen oder Gedrucktes lesen und allein nach Hause gehen konnten. Aus den laufenden Nummern in seinen Anzeigen geht hervor, daß Hette im Jahr etwa 13 Patienten operierte; das ist im Vergleich mit anderen Oculisten außerordentlich wenig. Unter seinen Patienten finden sich nur wenige Standespersonen; die meisten waren einfache Leute. Das Hauptverdienst muß demnach aus seinen Beratungen oder aus dem Verkauf seiner Medikamente geflossen sein. Insgesamt macht Hette, der sich stets nur „Augendoktor“ nannte und sich sonst keine Titel zulegte, den Eindruck eines biederen Mannes, einer bodenständigeren Spielart des sonst so unsteten Oculistentypus.

Ein „Opérateur aus Paris“ namens G o s l a r , der 1786-93 öfters seine Medikamente in den FAN anpries³, hatte auch ein „Arcanum oculorum“ für 1 fl.

Im September 1788 hielt sich für zwölf Tage ein Herr d e l a T e r a d e , „Oculist am französischen Hof“, in Frankfurt auf. Er hatte angeblich „eine ganz neue Methode, den Star

1. Diese Anzeigen konnte ich nur über einen kurzen Zeitraum verfolgen. Hette gibt an, er habe alle seine Operationen auf diese Weise verzeichnet, so daß es möglich sein müßte, aus der Frankfurter und aus den süddeutschen Postamtszeitungen alle Fälle zusammenzustellen. Man könnte damit einen Überblick über das Patientengut eines einzelnen Oculisten gewinnen, das allerdings wegen der Eigenart Hettes nicht als repräsentativ für die anderen Oculisten gelten kann.
2. Vgl. die oben angegebenen Anzeigen sowie 14 weitere in der Frankf. Postamtszeitung (QV.19) von 1791.
3. Vgl. z.B. FAN 7.Apr.1787.

zu stechen" und verkaufte ein augenstärkendes Wasser, ein Mittel, um älteren Leuten die Sehkraft zu erhalten und sie vor dem Star zu bewahren, einige Wässer gegen Flecken auf der Hornhaut und Pomaden zur Anwendung bei Krankheiten der Augenlider¹.

Während der Herbstmessen 1790 und 1791 hielt sich der Augenarzt J u t z e l e r aus Bern, Vorstehen des dortigen Instituts für arme Blinde, in Frankfurt auf².

Sein Schüler Schiferli³, der später am Medizinischen Institut in Bern auch Vorlesungen über Augenheilkunde hielt⁴, beschreibt in seiner „Abhandlung über den grauen Starr" Jutzeler als einen Schüler Desaults und vortrefflichen praktischen Augenarzt, der durch die ganze Schweiz und in Frankreich und Italien bekannt war⁵. Als Jutzeler im besten Alter krank wurde, trug ihm der Sanitätsrat von Bern auf, zwei junge Männer seiner Wahl zu unterrichten, damit seine wertvollen Kenntnisse nicht mit seinem Tode verloren gingen. Einer davon wurde Schiferli, der bald Jutzelers Patienten allein versorgte und nach dessen Tod alle seine Krankengeschichten erbte⁶. Schiferli vertheidigt in seinem Buch die Ausziehung als die überlegene und breiter anwendbare Operationsmethode beim grauen Star. Jutzeler hatte nach eigenen Angaben in 15 Jahren bei 143 Patienten die Extraktion und bei 28 die Depression der Linse ausgeführt. Bei den ersteren gingen 26 Fälle mehr oder weniger übel aus, bei den anderen 9 Fälle, d.h. das Verhältnis der durch die Extraktion nicht kurierten zu den durch die Depression nicht kurierten ist etwa eins zu zwei⁷. Jutzeler ließ nach der Operation acht Tage strenge Diät halten. Innerliche Mittel gegen den Star (Quecksilber, Aconitum) hat er versucht, aber keinerlei Wirkung gefunden⁸.

Jutzeler operierte in Frankfurt verschiedene Personen in Beisein von Ärzten und Chirurgen, offenbar mit gutem Erfolg, denn bei seinem zweiten Aufenthalt fordert er alle, die vielleicht Bedenken trügen sich an ihn zu wenden, auf, sich zuvor

1. Vgl. FAN 19. und 23.Sept.1788.
2. Vgl. FAN 27. und 31.Aug. und 2.Sept.1790 (deutsch und französisch), FAN 2.-13.Sept.1791, Ratssuppl. 1791 Juni-Sept., fol.211 f. (18.Juli 1791: die Frankfurter Bankiers Gebr. Maes bitten in Jutzelers Auftrag um Praktizierenerlaubnis für die Herbstmesse; der Bitte wird stattgegeben).
3. Rudolph Abraham Schiferli (1773-1837), vgl. Hirsch-Gurlt, LV.30, 2, S.72, und Bader, LV.2, S.41.
4. Vgl. Jaussi, LV.38, S.36 f.
5. Vgl. Schiferli, LV.73, Vorrede S.1.
6. Vgl. ebenda, Vorrede S.1-3.
7. Vgl. ebenda, S.111 f. Vgl. dazu auch Hirschberg, LV.31, 14/3, S.271.
8. Vgl. Schiferli, a.a.O., S.31-40 und 79.

bei diesen Patienten zu erkundigen. Arme, die ein entsprechendes Zeugnis brachten, versprach er gratis zu operieren. Er logierte beide Male im Gasthaus zum Goldenen Löwen.

Ein seltsamer Vogel war der gebürtige Sizilianer Xavier C o s t a n z o , der sich im April 1798 als „Professor der Ackerbaukunde“ auf eine geheimnistuerische Weise, zunächst anonym, ankündigte¹. Von seinen Reisen „in das Morgenland und die Barbarie“ und nach Amerika habe er verschiedene Düngemittel, eine eigene Methode zur Aufzucht von Seidenwürmern u.a. mitgebracht; er sei der alleinige Besitzer von zwei Pflanzen, durch deren Eigenschaften es ihm gelungen sei, schon verschiedene Personen den größten Gefahren zu entreißen. Vielleicht zog das in Frankfurt nicht richtig; jedenfalls brachte er kurz darauf eine Anzeige heraus, in der er, jetzt als „Doktor der Arzneikunst, Professor der Physik und des Ackerbaues, Botanikus und in dem unerschöpflichen Studium des Tierreiches praktisch Erfahrener“ ein Augenwasser sehr berechtigt anpries, und dabei blieb er dann auch. Er will damit auch in Frankfurt die glücklichsten Erfolge erzielt haben. Er hatte Gläser zu 2, 3, 6 und 11 Gulden. Er wohnte bis Ende des Jahres in verschiedenen Gasthäusern der Stadt, wo er täglich von 7 bis 11 und von 2 bis 4 Uhr anzutreffen war, wenn er nicht gerade die Umgegend bereiste.

Am 5. Oktober 1798 erschien in den FAN folgende Nachricht: „Der Professor Baron Febür, Doktor der Arznei- und Wundarzneikunst, Kaiserl.königl. sowie auch Kurfürstl. Pfalzbayrischer Augenarzt von Wien und München, berühmt in ganz Teutschland durch den glücklichen Erfolg seiner Operationen am grauen Star und Kuren in allen Augenkrankheiten, ist in dieser Stadt angekommen, und denkt bis den 15ten künftigen November hier zu verbleiben. Er logiert im Gasthaus zum Karpfen in der Mainzergasse.“

Guillaume René L e f e b u r e ², Baron de St. Ildephont, wurde am 25. September 1744 in Sainte-Croix sur Orne geboren,

1. Vgl. FAN 20. und 24. April 1798, weitere Anzeigen am 3. Aug., 13. Sept. und 23. Nov. 1798.

2. In Deutschland erscheint der Name in den Variationen: Febür, le Febür(e), Lefebüre, le Febure, Lefebure und Lefebvre; der Vorname: gewöhnlich Wilhelm Reinhard, einmal Wilhelm

wo sein Vater als ein angesehener Mann lebte. 1769 trat Lefebure in ein Chevaulegerregiment ein. Bald darauf begann er Medizin zu studieren und erwarb die medizinische Doktorwürde. In dieser Zeit begann er seine literarische Tätigkeit mit einigen Komödien, die allerdings, wie alle seine Werke, der Vergessenheit anheimgefallen sind. 1775 wurde er Stadtarzt in Versailles und „professeur“ der venerischen Krankheiten und der Geburtshilfe³. 1777 nennt er sich Gründer und Chef eines Krankenhauses in Paris⁴ und Leibarzt bei „Monsieur“, dem Bruder des Königs und nachmaligen König Ludwig XVIII. In dieser Zeit verfaßt er mehrere medizinische Schriften: über venerische Erkrankungen, über die Anwendung von Arsen bei Krebs⁵, das „Manuel des Femmes enceintes“⁶ und eine Schrift über den Stand der Medizin in Europa. Längere Zeit übte er die Heilkunde in Amsterdam aus; er machte dort u.a. einige erfolglose Heilversuche mit Elektrizität⁷. In Holland gab er klinische Beobachtungen über venerische Erkrankungen, sowie zwei Tragödien⁸ und eine Schrift über Niederlande heraus. 1790 war er als Aristokrat gezwungen, sein Vaterland zu verlassen⁹. In den folgenden Jahren war er als Arzt in Holland, Deutschland und Italien tätig¹⁰. In dieser Zeit war Lefebure praktisch dauernd

Reichard. Als Grundlage für die folgende Biographie diene der Artikel „Lefebure“ von A.J.L. Jourdan in der Biogr.Med. (Jourdan, LV.41, 5 (1822), S.563), der frühesten und unmittelbarsten Darstellung, die offenbar auf einen persönlichen Bericht (des Sohnes von Lefebure?) hin verfaßt wurde. Eine Würdigung Lefebures als Augenarzt gab Hirschberg, LV.31, 14/1, S.590 f. und 14/3, S.33. Vgl. auch Pagel in: Hirsch-Gurlt, LV.30, 3, S.720.

1. „Sophie“ und „Les Orphelins“ 1771, „Le Conaaisseur“ und ein Gedicht „L'Art de regner“ 1773. Vgl. die umfassendste Bibliographie seiner Werke: Quérard, LV.68, 5, S.76 f., oder (mit geringen Abweichungen): Hoefer, LV.32, 30, Sp.302 f., für die deutschen Übersetzungen: Heinsius, LV.26, 1, Sp. 857 f. Biographische und bibliographische Hinweise ergeben sich auch aus Lefebures Schriften (Kasuistik, Buchanzeigen).
2. Vgl. Pagel, in: Hirsch-Gurlt, LV.30, 3, S.720.
3. Pagel, a.a.O., übersetzt „Professor“, richtiger wäre vielleicht die einfache Übersetzung mit „Lehrer“.
4. „L'Hotel de Santé, sous la protection de Monsieur, Frère du Roi, situé Barrière du Roule, à Paris“, vgl. Lefebure (Manuel), LV.53, Vorwort S.V.
5. Vgl. Lefebure, LV.52 und 54. Die innerliche und äußerliche Anwendung des Arsens bei Krebs nach Lefebure fand in Deutschland einige Verbreitung, vgl. Sprengel, LV.81, 5/2, S.693.
6. Vgl. Lefebure, LV.53 (enceinte = schwanger).
7. Vgl. Lefebure (Über den schwarzen Star), LV.57, S.87.
8. „Macbeth“ 1783 und „Polixene“ 1785.
9. Im gleichen Jahr erschien von ihm in Frankfurt: „Republique fondée sur la nature physique et morale de l'homme.“
10. Vgl. Jourdan, a.a.O.

auf Reisen¹. Später beklagt er sich, daß sein dauernd wechseln der Aufenthalt, ganz abgesehen von der Unbeständigkeit der Patienten, ihm nicht erlaubt habe, sichere Ergebnisse und Indikationen seiner Heilmethoden zu gewinnen. Der Augenheilkunde hat er sich nach eigenen Angaben schon vor 1790 zugewandt. Schon damals will er seine Schrift über den schwarzen Star verfaßt haben². 1792 war er in Linz, 1792-94 hielt er sich vorwiegend im österreichischen Polen und in Galizien auf. Seinen Wohnsitz hatte er in Leopold; die meiste Zeit reiste er jedoch von einem Patienten zum anderen. In der Zeit zwischen Juli und November 1793 unternahm er eine Reise in die Türkei. 1794 und 1796 hielt er sich in Ungarn auf, wo er abwechselnd in Ofen und Pest wohnte³. Er erteilte dort „lange Zeit über die Augenheilkunde öffentlichen Unterricht“⁴ und arbeitete an seinem Buch über die Augenentzündungen. Lefebure behandelte und operierte Augenkrankheiten auch in Kroatien, in Oberösterreich, in der Steiermark, in Wien, Innsbruck, München und Dresden. 1798 hielt er sich, bevor er nach Frankfurt kam, neun Monate in Augsburg, Eichstätt, Nürnberg und anderen Städten auf. In dieser Zeit will er 95 Augenoperationen ausgeführt und 410 Personen von Brüchen kuriert haben⁵.

In Frankfurt kündigte Lefebure zunächst nur einen Aufenthalt von sechs Wochen an, bald danach aber eine Verlängerung bis zum Ende des Jahres, dann bis zum März des folgenden Jahres. Vermutlich hatte er jedoch geplant, sich für einige Zeit häuslich einzurichten, denn seine Frau, die ihn begleitete, erwartete ein Kind, das dann im Februar 1799 zur Welt kam. Lefebure hatte

1. Die folgenden Stationen seiner Reisen wurden aus verstreuten Angaben in seinen Büchern zusammengestellt, und zwar aus: LV.57 (Über den schwarzen Star), S.4-10, 146, 149, 152, 159 u. 166 und LV.58 (Abh. von d. Augenentz.), S.92, 145, 186 236 und 248.
2. „Traité sur la paralysie du nerf optique“, Paris 1801. Vgl. die Zusammenstellung unten S.84 f, Nr.2.
3. Vgl. Lefebure, LV.58 (Abh. v. d. Augenentz.), S.92, 145 u. 236. Die Städte Ofen und Pest, zusammen das heutige Budapest, lagen, durch die Donaubrücke verbunden, sich unmittelbar gegenüber.
4. Vgl. ebenda S.28 f. Lefebure nennt sich ebenda im Titelblatt „vormaliger Professor zu Pest“. Grosz (LV.23, S.141) schreibt, ohne Quellenangabe, Lefebure habe nach seiner Flucht aus Frankreich in verschiedenen Städten Vorträge über Augenheilkunde gehalten, „so auch einige Zeit in Pest, wo demnach sein Arbeitsfeld ungefähr dem der späteren Privatdozenten entsprach“. Die Augenheilkunde lehrte damals neben der Chirurgie und Geburtshilfe Joseph Jakob Plenck (1738-1807), zunächst seit 1770 an der Universität in Tyrnau, die 1777 nach Ofen, 1784 in ein neues Gebäude nach Pest verlegt wurde. Sein Nachfolger wurde 1783 Georg Stahly. (vgl. Hirschberg, LV.31, 14/1, S.587 und 590).
5. Vgl. FAN 9. und 12.Okt.1798.

vom Rat eine Aufenthalts- und Praktiziererlaubnis bis Ende April 1799 erhalten. Im Dezember bemühte er sich um eine Verlängerung um ein Jahr, wurde aber abgewiesen¹. Er unternahm erst einmal nichts weiter und zog nur aus seinem Gasthaus in ein Privatquartier um. Im März erneuerte er sein Gesuch sehr dringend². Er schrieb, er habe noch so viele Patienten in Behandlung, daß er bis Ende April unmöglich fertig werden könne; er habe sich ein so großes Zutrauen erworben, daß die hiesigen Ärzte, von der guten Wirkung seiner Kuren überzeugt, ihm täglich Patienten schickten; eine Reise sei jetzt, wo er ein erst einen Monat altes Kind habe und bei den beginnenden Kriegsunruhen gefährlich und fast unmöglich³. Der Ratsbeschluß blieb ungewöhnlich lange aus, was Lefebure offenbar als ungünstiges Zeichen deutete, denn er gab einige Tage später „das letztemal“ bekannt, er werde nur noch bis Ende April in Frankfurt bleiben⁴. Am gleichen Tag verfügte der Rat: „Es wird Implorant angewiesen, vorerst glaubhafte Attestata seiner dahier verübten glücklichen Kuren beizubringen“.⁵ Lefebure schrieb deutlich verärgert zurück, es gehe nicht an, daß er Namen von Patienten angebe, die sich ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hätten; ein Zertifikat des Primarius werde dem Rat wohl genügen⁶. Er legte ein lakonisches Attest vom Primarius Behrends bei, das besagt, ihm sei bekannt, daß Baron le Febure geschickt Bruchbänder verfertige, und er habe verschiedene von ihm an Brüchen glücklich geheilte Patienten selbst gesehen und untersucht⁷. Jetzt endlich wurde die Ver-

1. Ratssuppl. 1798/6, fol.527 f. (Suppl. v. 18.Dez).
2. Ratssuppl. 1799/2, fol.199-201 (Suppl. v. 14.März).
3. Gemeint ist der Beginn des 2. Koalitionskrieges 1799. Am 1. März überschritten die Franzosen unter Jourdan bei Straßburg den Rhein, am 18. erfolgte die Kriegserklärung der Republik an Österreich. Schlachten bei Österach und Stockach, am 25. und 26.März, in denen Erzherzog Karl siegreich blieb.
4. Vgl. FAN 19.März 1799.
5. Senatsbeschluß vom 19.März (Ratssuppl. 1799/2, fol.201 b).
6. Ratssuppl. 1799/2, fol.202 f. (Suppl. vom 27.März). Als Anlage die schriftliche Mitteilung des Senatsbeschlusses vom 19.März und das Attest. Er unterschrieb sich diesmal „Prof. Lefebure“; vorher hatte er zuerst „Guillaume Lefebure“, dann „Dr. Lefebure“ unterschrieben.
7. Ebenda fol.205 a (ausgestellt am 20.März).

längerung gegen Zahlung von 12 fl., allerdings nur für sechs Monate, bewilligt¹. Im Sommer 1799 bereiste Lefebure verschiedene Städte in der Umgebung Frankfurts. Von Oktober 1799 bis Februar 1800 hielt er sich in Hamburg auf². Den ganzen folgenden Sommer über erschienen wieder seine Anzeigen in Frankfurt. Im September 1800 wurde ihm erneut auf eine Bittschrift hin eine Aufenthaltsgenehmigung auf ein Jahr erteilt; nach deren Ablauf verweigerte der Rat aber ganz entschieden eine weitere Verlängerung³. Daraufhin verschaffte sich Lefebure für sich und seine Familie das Wohnrecht in Offenbach, das zum Gebiet der Fürsten von Isenburg-Birstein gehörte, aber von Frankfurt aus sehr leicht, auch zu Fuß, zu erreichen ist.

Als seine Aufenthaltsgenehmigung für Frankfurt ablief, befand er sich gerade auf einer Reise nach Paris. Seine Frau, Caroline Theresie Lefebure, bat in einer Eingabe an den Rat, mit ihrer Familie und ihrer ledigen Schwester noch bis zur Rückkehr ihres Mannes in Frankfurt wohnen zu dürfen, da sie seit langem kränklich sei und hier die Bade- und Heilmittel leichter erhalten könne als in Offenbach. Es wurde ihr auf sechs Wochen, dann auf weitere zwei Monate gestattet⁴. Im folgenden Winter (1802), als Lefebure wieder „in Geschäften“ auf eine längere Reise nach Hamburg und Paris gegangen war, richtete sie eine klägliche Bittschrift an den Rat, um die Erlaubnis zu erhalten, in den Wintermonaten „ihrer Freunde und Unterhaltung wegen“ in Frankfurt wohnen zu dürfen, da sie in Offenbach ganz allein und ohne Bekanntschaft sei; sie wurde jedoch abgewiesen⁵.

Lefebure reiste nach 1800 öfters zwischen Frankfurt und Hamburg hin und her⁶; zweimal, im Spätherbst 1801 und 1802,

1. Ratssuppl. 1799/2, fol.203 b.
2. Vgl. FAN 3.Sept.1799, 28.Febr. und 28.März 1800.
3. Ratssuppl. 1801/5, fol.77-79 (Suppl. vom 2.Sept.1801, als Anlage die schriftliche Mitteilung des vorigen Senatsbeschlusses vom 16.Sept.1800).
4. Ratssuppl. 1801/6, fol.37-41 (Suppl. v. 2.Nov., als Anlage der Permissionsschein auf 6 Wochen auf einem Vordruck, auf der Rückseite einige Bestimmungen betr. seiner Gültigkeit, ausgestellt am 22.Sept.).
5. Ratssuppl. 1801/6, fol.159 f. (Suppl. v. 15.Nov.).
6. In Hamburg war er Okt.1799 bis März 1800 und Sept.1800 bis Jan.1801, außerdem im Spätherbst 1802. 1801 nennt er sich „Bürger von Hamburg“. Sicher in Frankfurt war er März-Mai und Sept.1801. Zur Ostermesse 1802 war er in seiner Wohnung in Offenbach, zu den Herbstmessen 1802 und 1803 in Frankfurt anzutreffen.

unternahm er mehrmonatige Reisen nach Paris¹. In den Zwischenzeiten betrieb seine Frau in Offenbach den Verkauf seiner Arzneien und Bruchbänder und seiner Bücher weiter. In seinen Anzeigen heißt es zwar verschiedentlich, man könne alles „nur aus seinen Händen in Empfang nehmen“, andererseits wurden die Sachen gegen ein zusätzliches Packgeld auch auf schriftliche Anforderung verschickt. Lefebures Anzeigen erschienen in den FAN weiter in wechselnden Abständen, die letzten noch im September 1809, als er schon nicht mehr am Leben war. Über seinen wirklichen Aufenthalt geben sie nach 1803 keinen Aufschluß mehr. Nach Jourdan² soll er 1809, als der österreichisch-französische Krieg ausbrach, in München seinen Beruf ausgeübt haben. Das Elend der verwundeten und typhuskranken Franzosen in den überfüllten bayrischen Hospitälern weckte „vaterländische Gefühle in seinem Herzen“. Am 6. Mai wurde er „chef des hospitaux“ in Augsburg. Er wurde vom Typhus angesteckt und erlag der Krankheit am 27. Juli 1809.

Einige Augsburger Geistliche, so berichtet Jourdan, wollten Lefebure, der für seine liberale Gesinnung bekannt war, noch auf dem Totenbett bekehren. Einem, der ihm durch seine Zähigkeit unerträglich wurde, gab er zur Antwort: „Mon cher Abbé, dites à qui vous voudrez que vous m'avez confessé, je vous y autorise; mais, au nom de Dieu, laissez-moi mourir en paix. Je vous préviens au surplus que voici mon dernier mot“³, und zeigte dabei auf einen Stock, den er neben sich auf das Bett hatte legen lassen. Als sie gegangen waren, sagte er zu seinem Sohn: „Mon ami, comme je suis définitivement brouillé avec ces messieurs, vous me ferez enterrer dans le cimetière protestant“.⁴

Lefebure unterschied sich im Auftreten und in seiner Tätigkeit kaum von den anderen Oculisten. Von Zeit zu Zeit ließ er seitenlange Berichte über seine jüngsten Erfolge in den Frag-

1. Jourdan, a.a.O., berichtet, Lefebure habe, als er 1801 nach Frankreich zurückkehrte, das Land seiner politischen Meinung wegen wieder verlassen müssen.
2. Vgl. Jourdan, a.a.O., S. 563.
3. „Mon cher Abbé, sagen Sie wem Sie wollen, Sie hätten mich bekehrt, ich erlaube es Ihnen; aber lassen Sie mich in Gottes Namen in Frieden sterben. Ich mache Sie übrigens darauf aufmerksam, daß dies mein letztes Wort ist“.
4. „Mein Freund, da ich mit diesen Herren endgültig entzweit bin, werdet Ihr mich auf dem protestantischen Friedhof begraben lassen“. Der Sohn war später Offizier in der französischen Armee; er hat mehrere kriegstechnische Schriften verfaßt, vgl. Quérard, LV. 68, 2, S. 77 und Heinsius, LV. 26, 1, Sp. 857 f.

und Anzeigunsnachrichten erscheinen. Danach operierte er den grauen Star sowie Tränenfisteln „auf nur seine eigene Art“. Die Zahlen, die er angibt, sind durchaus glaubhaft, sogar auffallend niedrig, z.B. 39 graue Stare im Laufe von 12 Monaten (1799/1800), oder 10 Tränenfisteln im Laufe von 4 Monaten. Augentzündungen und deren Folgezustände kurierte er mit seiner Augensalbe. In den gleichen 12 Monaten will er 217 Augentzündungen sowie 67 Tränenfisteln ohne Operation und 6 schwarze Stare geheilt haben¹. Ein Büchschchen seiner Augensalbe kostete 5 fl. 30 kr. Zeitweilig gab er die Salbe zu festgesetzten Zeiten an Arme „gegen Erklärung ihres Nichtvermögens“ kostenlos ab. Das Geheimnis dieser Augensalbe veröffentlichte Lefebure 1802 in seiner „Abhandlung von der Augentzündung“, vermutlich aus Erfindereitelkeit und in der Meinung, der Menschheit eine Wohltat zu erwiesen². Er verkaufte Brillen aller Art, auch Starbrillen und setzte künstliche Augen aus Emaille ein³.

Zwei Fälle aus seiner Frankfurter Praxis beschreibt Lefebure in seinen Büchern. Im April 1800 wurde er von dem Baron Wallbrunn wegen eines „Scirrhus der Tränendrüse“ konsultiert. Einige Ärzte hatten die Ausrottung vorgeschlagen, die meisten jedoch davon abgeraten. Die Geschwulst war sehr schmerzhaft, wurde schnell größer und bildete Auswüchse, die aus den Augenhöhlen hervorragten und zuletzt von den Lidern kaum noch bedeckt wurden. Auf dem Auge bekam der Patient den „schwarzen Star“, mit varikösen Bindehautgefäßen, halbseitigen Kopfschmerzen und Gesichtsverlust. Schließlich war das Auge „von Luft aufgetrieben“, die Häute barsten und ließen die „Feuchtigkeiten“ auslaufen. Auch am übrigen Körper fanden sich verschiedene Drüsen „verstopft“, und aus der hartnäckigen Obstipation schloß Lefebure, auch die Gekrösedrüsen müßten verstopft sein. Der Patient bekam jeden Abend Fieber. Die Therapie mit inneren und äußeren Mitteln war völlig machtlos. Nach einem halben Jahr starb der

1. Alle Angaben aus FAN 21.Nov.1800.

2. Vgl. Lefebure, LV.58, S.94. Die Zusammensetzung siehe unten S.107.

3. Vgl. ebenda S.300-302. Er beschreibt dort seine künstlichen Augen und gibt Anweisungen zu ihrer Verwendung. Vgl. auch FAN 9.Okt.1798: „ist auch mit emaillierten Augen versehen, welche an Farbe und Bewegung denen natürlichen gleich sind“.

Patient „an Erschöpfung und Schmerz“.¹ Der Tischlermeister Birkenholz in Frankfurt litt an Kopfweg und war an einem Auge halb, am anderen ganz erblindet; an diesem Auge war die Pupille eng und unbeweglich. Lefebure behandelte zunächst mit den üblichen Mitteln und ließ dann zusätzlich, nach einer von ihm erfundenen Methode, frisch zubereitetes Wasserstoffgas mit Hilfe einer komplizierten Apparatur von außen auf die Augen einwirken². Nach zwei Monaten begann der Patient auf dem blinden Augen wieder zu sehen, und das Nebelsehen auf dem anderen verschwand³.

Neben seinen Augenkuren betrieb Lefebure in großem Stile Kuren von Brüchen aller Art. Die Hydrozelen (Wasserbrüche) operierte er, die Leistenbrüche behandelte er mit seinen „heilartigen Bruchbändern“. Das „Heilartige“ daran war ein von ihm erfundener zusammenziehender Liquor, der vollkommene Heilung innerhalb von 8-12 Wochen bewirken sollte, wenn man einen damit betränkten Bausch unter der Pelotte trug⁴. Hier sollen einige Zahlen folgen, die Lefebures außerordentliche Geschäftstüchtigkeit zeigen: Anfangs verkaufte er das einfache Bruchband für 8 Laubtaler⁵, das Band für einen doppelseitigen Bruch für 16 und die Kurdisis Liquor für 12 Laubtaler. Im zweiten Jahr steigerte er den Preis, bei allgemein gleichbleibenden Lebenshaltungskosten⁶, auf beinahe das Doppelte. Für gewöhnliche Bruchbänder zahlte man damals beim einheimischen Bandagisten um 5 fl.⁷, d.h. Lefebure nahm allein für die Bänder den

1. Vgl. Lefebure, LV.58, S.186-88.
2. Vgl. unten S.84, Nr.2 und unten S.85.
3. Vgl. Lefebure, LV.57, S.176-78.
4. Bruchkräuter gehörten außer zum Repertoire der Ärzte besonders auch zu dem der Volksmedizin. Zu einzelnen Kräutern vgl. Schelenz, LV.72. 1745 offerierte ein Anonymus eine Salbe gegen Brüche zum enormen Preis von 30 Dukaten für die Dosis, vgl. FAN 22.Okt.1745.
5. Laubtaler: französische Silbermünze, die in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts eine der beliebtesten Handelsmünzen in Süd- und Westdeutschland war, wurde zu 2 fl. (bzw. etwas mehr) gerechnet. Der Name kommt von dem darauf sichtbaren Lorbeerkranz, der den Lilienschild umgibt, vgl. oben S.12, Fußnote 5.
6. Die Lebensmittelpreise (Frucht, Brot, Fleisch, Kohlen u.a.) blieben wie man an den periodisch in den FAN erscheinenden amtlichen Listen sieht, die ganze in Frage kommende Zeit über bis auf geringfügige Schwankungen gleich.
7. z.B. Preise für Bruchbänder:

	einfache	doppelte
bei Dr. Hoffmann, Frankfurt	4 fl.	6 fl.30
bei Bandagist Ott, Hanau	5-7 "	8-11 "

 vgl. FAN 31.März und 10.Sept.1801).
 Kohlhaas (LV.47, S.94 f., vgl. oben S.24, Fußn.1) wettet

fünf- bis sechsfachen Preis. Die Zahlen der durch das „heil=artige Bruchband“ geheilten, die Lefebure angibt, sind zu genau, um echt zu wirken (einmal 410, dann 655, dann 573, in einem Zeitraum von zusammen 2 1/2 Jahren). Der Begriff der Heilung ist hier wahrscheinlich recht weitherzig ausgelegt. Glaubt man ihm aber nur, daß er allen diesen Patienten wenigstens ein einfaches Bruchband und eine Dosis Liquor verkauft hat, so ergibt sich allein daraus in 12 Monaten 1799/1800 eine Einnahme von mehr als 30 000 fl., in den 2 1/2 Jahren zusammen von rund 70 000 fl. Rechnet man auf jede der oben genannten geheilten Augenentzündungen nur eine Büchse Augensalbe, so ergibt das immerhin rund 1 200 fl. in einem Jahr.

Eine weitere Einnahmequelle war der Verkauf seiner eigenen Bücher. In seinen Anzeigen machte Lefebure meist am Schluß auf seine Schriften aufmerksam, die ständig in seiner Wohnung zu haben waren. Am häufigsten preist er seinen „Wegweiser für Personen, welche mit Brüchen behaftet sind“² und die „Sichere und kurze Heilart aller Augenentzündungen“³ an, die beide für ein breiteres Publikum verfaßt sind, 1802 war auch „sein ganz neues Werk über den schwarzen Star“⁴ bei ihm zu haben.

Über Lefebures ärztliches Wissen und Können erfahren wir am ehesten etwas aus seinen Schriften. Auf dem Gebiet der Augenheilkunde sind es die folgenden:

- 1) Wilhelm le Febüre: Theoretisch-praktische Abhandlung von der Augenentzündung und den verschiedenen daraus entstehenden Augenkrankheiten. Aus dem Französischen übersetzt.

Frankfurt a.M. 1802 (Senckenbergische Bibliothek Frankfurt).

Laut Vorwort nach dem Manuskript übersetzt. Eine französische Ausgabe („Memoire théoretique et pratique sur l'ophthalmie“, Vorwort S.1) konnte bibliographisch nicht nachgewiesen werden.

- 2) Traité sur la paralysie du nerf optique... Paris 1801 (Zit. nach Quérard) = Wilhelm le Febure: Über den schwarzen Staar, und die neuentdeckte Heilart desselben mittelst des Wasserstoffgas. Nebst einigen merkwürdigen Krankengeschichten. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig 1801. (Univ.Bibl. Bonn).

auf die fremden Bruchschneider, die nichts können als Bruchbänder verkaufen: „da soll es gleich Carolinen regnen. Wenn aber unsere Wundärzte sie ebensogut, oder vielleicht noch besser machen, 4-6 fl. fordern, das ist dem Publiko schon zu viel“.

1. Unter Berücksichtigung der Preisänderungen berechnet.
2. 1. bis 3. Aufl., vgl. Heinsius a.a.O. Französisch: Guide des personnes...affligées de hernies. Frankfurt a.M.1798 (zit.n.Quérard).
3. Lefebure, LV.57, vgl. unten S.85, Nr.3.
4. Lefebure, LV.58, vgl. unten S.84, Nr.2.

Heinsius verzeichnet nur diese Ausgabe; nach dem Vorwort zu Nr.1 auch schon Leipzig 1800.

- 3) Le Febure: Sichere und kurze Heilart aller Augenentzündungen, ...mit einer Darstellung der Eigenschaften und des Gebrauchs der Augensalbe. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig 1800. (Univ.Bibl. Bonn).

Nach Heinsius Leipzig 1800 und Frankfurt a.M. 1803, nach Hirschberg auch 1802. Zeitungsanzeigen melden bereits 1800 die 2. Auflage.

- 4) Le Febure: Histoire anatomique, physiologique et optique de l'oeil. Paris und Straßburg 1803. (Bibl. Wolfenbüttel).

Eine Übersetzung war bibliographisch nicht nachzuweisen.

- 5) Eine „Abhandlung über den grauen Star“ ist in Nr.1, S.327 erwähnt, konnte jedoch an anderer Stelle nicht nachgewiesen werden.

Ad 1): Im ersten Teil des Buches behandelt Lefebure die Ätiologie und Behandlung der frischen Augenentzündung. Im Endergebnis möchte er die entfernteren Ursachen auf einige wenige reduziert wissen, während er die nächste Ursache immer in einem „besonderen Andrang des Blutes nach gewissen Arterien des Auges“ sieht. Dementsprechend empfiehlt er den Aderlaß, mildes Purgieren, Blutegel und Schröpfköpfe am Hinterkopf und gegen die „Verderbnis der Lymphe“ Cantharidenpflaster hinter den Ohren und an den Schultern, sowie Fontanelle und Haarseile. Lokal wendet er sein Augennasser oder seine Salbe an. Im zweiten Teil von den Folgezuständen bringt er zahlreiche Operationsmethoden mit eigenen Beobachtungen, die auf ziemliche Erfahrung auch in ausgefalleneren Leiden schließen lassen. Hirschberg³ kennzeichnet das ganze als eine „mittelmäßige Kompilation“, möchte aber dem Verfasser eine gewisse praktische Erfahrung nicht absprechen.

Ad 2): Der Verfasser verfißt seine etwas phantastische und äußerst umständliche Methode, an die er fest glaubt, obwohl er selbst zugibt, daß sichere Heilergebnisse kaum vorliegen. Er läßt frisch bereitetes Wasserstoffgas durch eine Röhre direkt auf das Auge einwirken und gibt das Gas innerlich in einer Colatur von Kellerasseln, die schnell getrunken wird, nachdem das Gas hineingeleitet ist.

Ad 3): 20 Seiten Auszug aus Nr.1 für Laien, mit kräftiger Reklame für die Augensalbe.

Ad 4): Der Verfasser sagt im Vorwort selbst, daß es sich im Wesentlichen um eine Zusammenstellung aus den Werken Hallers und der „Anatomischen Beschreibung des Auges“ von Joh. Gottfried Zinn (Göttingen 1755) handelt.

1. Vgl. Hirschberg, LV.31, 14/1, S.590.

2. Vgl. unten S.107.

3. Vgl. Hirschberg, a.a.O., S.591.

Von einem wissenschaftlichen Werk kann, zumindest in der Augenheilkunde, bei Lefebure nicht die Rede sein. Immerhin zeigt er sich aber in seinen Büchern als ein Mann von forschendem Interesse und weit überdurchschnittlichem Wissen, so daß man annehmen darf, daß er seinen Patienten besser zu helfen in der Lage war als die meisten seiner Standesgenossen. Versucht man seine Person als Ganzes zu erfassen, so entsteht das Bild eines Mannes von vielfältigen Anlagen und großer Schaffenskraft, mit einem Hang zum Unsteten, der ihn an keinem Wissensgebiet festhalten und an keinem Ort zur Ruhe kommen läßt. Zur Kenntnis seines Charakters könnte der Inhalt seiner schöngelstigten Schriften sicher manches beitragen. So muß es vorläufig offenbleiben, ob er in seiner Wanderzeit und in seinen Schriften bewußt als Charlatan auftrat oder vielmehr in etwas selbstgefälliger Weise vom Wert seiner Person, seiner Theorien und seiner Krankenbehandlung vollkommen überzeugt war.

Ein „Chemicus“ namens B a u m a n n von Berlin, der 1801-04 häufig Frankfurt besuchte, verkaufte unter seinen vielen Mitteln auch solche für die Augen, und zwar ein Pflaster für Augen- und Zahnschmerzen, ein Rezept gegen rote Augen für 2 Laubtaler und ein Augenwasser für 4 Laubtaler¹.

Am 27. März 1804 las man in den FAN folgendes Avertissement: „Der Doktor F a s a n i , Chirurg und Augenarzt, begierig, das Vertrauen des Publikums zu gewinnen, ist gesonnen, nächsten Donnerstag den 29. März, vormittags gegen 10 Uhr in dem Saale des Herrn Keller auf dem großen Kornmarkt, an Peter Eisen von Sachsenhausen, welcher 58 Jahr alt und seit langer Zeit am linken Auge blind ist, den Star zu stechen. Diese Operation verdient um so mehr die Aufmerksamkeit der Kunstkenner, da es eine mit den angrenzenden Teilen sich verbundene Cataracte mixte ist. Er ladet daher die Herren Ärzte und Chirurgen höflichst ein, ihm die Ehre ihrer Gegenwart bei der Operation zu schenken. Er wird mit Vergnügen ihnen auf die Fragen, wozu die Beobachtung dieser Operation sie veranlassen möchte, antworten und sich dagegen ihre belehrende Bemerkungen mit Dankbarkeit annehmen“. Weiteres ist mir über diesen Oculisten nicht bekannt.

Im Sommer 1807 unternahm Barthel von S i e b o l d von

1. Vgl. FAN 1801-04, z.B. 27.Nov.1801 und 5.Apr.1804.

Würzburg aus eine Reise in das Großherzogtum Nassau, wohin man ihn zu chirurgischen und besonders Augenoperationen gerufen hatte¹. In Frankfurt ließ er am 14. Juni in die FAN folgende Notiz einrücken: „Zur Nachricht. Herr Professor von Siebold, Oberwundarzt und Augenarzt am Julius-Spital zu Würzburg, wird sich auf seiner Rückreise von einem auswärtigen Kranken einige Tage in Frankfurt im Gasthofs zum Weidenbusch aufhalten. Er ist vom 16. Juni an frühe von 8 bis halb 10 Uhr und Nachmittag von 4 bis 6 Uhr zu sprechen.“

Johann Bartholomäus (gen. Barthel) von Siebold (1744-1814) wirkte in Würzburg am Juliusspital. Er widmete sich, wie schon sein Vater Karl Kaspar von Siebold, besonders auch der Augenheilkunde. Er hielt neben seinem Vater und als dessen Nachfolger Vorlesungen über Augenheilkunde (als Teil der Chirurgievorlesung), klinische Demonstrationen und praktische Übungen in den Augenoperationen an der Leiche. Für die Staroperation bediente er sich außer der üblichen Methoden der damals neuen Methode der Keratonyxis². Er hielt sich dauernd in Würzburg auf; längere Reisen zu Operationen sind von ihm bisher nicht bekannt. Er starb 1814 an Fleckfieber, wie Lefebure im Dienst an verwundeten Soldaten³.

In den Jahren 1808-12 kam regelmäßig zu einer oder zu beiden Messen der Augenarzt M e l i o r nach Frankfurt, der über 600 Starkranken wieder zu ihrem Gesicht verholfen haben will⁴. Er hielt im Gasthaus zu Stadt Ulm täglich von 9 bis 11 und von 2 bis 3 Uhr Stechstunde. Stricker teilt ein Zeugnis Meliors aus seiner Autographensammlung wörtlich mit, „damit man daraus den Bildungsstand des Mannes ersehe“.⁵ Es lautet:

1. Dies geht aus einem Schreiben eines Valentin Leinicker, Dr. med. et chir. (MA 15, fol. 251 f. vom 21. Nov. 1809) hervor. Leinicker war 1807 als Gehilfe Siebolds mit in Frankfurt gewesen. Er bewirbt sich um eine „Oberwundarztstelle“ in Frankfurt, in Unkenntnis der Frankfurter Verhältnisse, wo es eine solche Stelle nicht gab. Er wurde von den prelatischen Behörden abschlägig beschieden.
2. Keratonyxis: Zerstückelung des Stars. Vgl. Helfreich, LV. 29, S. 5-7.
3. Eine ausführliche Biographie vgl. Körner, LV. 46, S. 122-190. Vgl. ferner Eulner, LV. 17, S. 265-68 und Hirschberg, LV. 31, 14/1, S. 543.
4. Vgl. FAN 15. Sept. 1808. Weiter Anzeigen im Sept. 1808 u. 1809, Apr./Mai 1810, Apr. u. Sept. 1811 u. 1812.
5. Stricker, LV. 83, S. 117. Er teilt noch mit, daß M. im Rheinischen Merkur (29. Juli 1815) seinen bevorstehenden Aufenthalt im Bad Ems anzeigte. Die Anzeigen in den FAN kannte er offenbar nicht.

„Herr Joel Baruch Schlesinger war schon't mehr mahlen bei mir, um seine Augen zu untersuchen, ich finde dessen Augen gantz kurtz sichtig und sehr schwag im sehen, so das demselben alle Verhitzungen wie auch Verkältungen schädlich ist, keine Cur um seine Augen zu verbessern findet nicht stadt, weil das Auge kurtz sichtig von Natur ist, dieses wird auf Verlangen attestirt.
Frankfurt, 14. April 1815.

W. Melior, Augenarzt."

Ein „Bandagist, Zahn- und Augenarzt" J. L. R i v i è r e empfahl während der Messen 1816, 1817 und 1819 in großen Anzeigen unter der Überschrift „Wissenschaft und Kunst des Zahnarztes" bzw. „Bandagistkunst" seine Operationen an den Zähnen, seine orthopädischen und sonstigen medizinischen Geräte sowie seine Schrift „Vorsichtsmaßregeln für die mit Brüchen behafteten Personen." Außer in seiner Berufsbezeichnung ist von Augenbehandlung nicht die Rede¹.

Noch 1819 brachte Ludwig Börne² in den „Zeitschwingen", einer von ihm wegen der strengen Frankfurter Zensur in Offenbach herausgegebenen satirischen Zeitschrift, eine Persiflage der Oculistenanzeige unter der Überschrift: „Kuh schnappel, den 20. August (Eingesandt)"³. Was die äußere Form betrifft, griff Börne vermutlich auf ältere Jahrgänge von Frankfurter Zeitungen zurück, die er gut kannte und auch sonst literarisch ausgewertet hat. Eine hochaktuelle Kritik enthält jedoch der Satz, in dem festgestellt wird, daß „Herr Boaster", der fiktive Augenarzt, „in hiesiger Stadt praktizieren und seine topischen Mittel anwenden darf, ungeachtet nach § 55 und 62 der kuh schnappelschen Medizinalordnung, 1. keine Arzt Arzeneien bereiten und Arcana verkaufen soll, und 2. auswärtige Ärzte...durch einen dort rezipierten Arzt...die Rezepte unterzeichnen lassen müssen". Hier zitiert Börne unverschlüsselt und unter den richtigen Paragraphenzahlen die Frankfurter Medizinalordnung von 1810⁴. Wir dürfen daraus wohl entnehmen, daß 1819 die Oculisten noch immer mit behördlicher Duldung ihr Wesen trieben.

1. Vgl. FAN 16.Apr.1816, 25.Apr.1817 und 4.Sept.1819.

2. Vgl. M. Carrière: Börne. In: Allg. D. Biogr. 3, S.164-173.

3. Von Hirschberg (LV.31, 14/1, S.322) vollständig wiedergegeben. Zitat nach Hirschberg.

4. Vgl. oben S.23.

Die Werbung für Arzneimittel, besonders Augenarzneien, in den Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten.

Die Werbung für Arzneimittel begann in den ersten Jahrgängen der FAN nach 1724 zunächst langsam, nahm aber im Lauf der Jahre ungeheure Formen an. Die Anzeigen, sogenannte Avertissements, erschienen in regelmäßigen Abständen, oft über Jahre in der gleichen Form. Sie wurden hauptsächlich von Materialisten (einer Art Kolonialwarenhändler) aufgegeben, dann auch von Buchhändlern, Barbieren, vom Zeitungskontor selbst und von zahlreichen Personen, die nur nebenher einen kleinen Handel betrieben, wie z.B. alleinstehenden Witwen. Apotheken waren an dieser Art Werbung nie beteiligt; Ärzte nur in Einzelfällen. Die Arzneimittel wurden entgegen dem sonst im Einzelhandel üblichen Brauch fastausschließlich in Kommission verkauft¹.

Ein Teil der Arzneien, die mit kaiserlichen und hochfürstlichen Privilegien versehen waren, wurden unter dem Namen ihres Erfinders von groß angelegten zentralen Vertriebsstellen herausgegeben. Für diese Arzneien erschienen die Anzeigen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands mit dem gleichen Text². Während der Messen wurden sie auch en gros gehandelt; mehrmals wurden Wiederverkäufer in der Zeitung gesucht³. Oft erschienen auch Angriffe gegen Personen, die solche Medikamente angeblich fälschten und für echt vertrieben. Die kleineren Erfinder und Hersteller sind meist unbekannt. Im wesentlichen waren es wohl herumreisende Heilkünstler und Arzneikrämer; einige waren Barbieri aus den umliegenden Dörfern. Die Anzeigen häuften sich immer in den Wochen nach Ostern und im September, d.h. genau während der Meßwoche. Das erklärt sich einmal aus dem zu diesen Zeiten größeren Kundenkreis, zum andern aber aus der Notwendigkeit, mit der Werbung der dann anwesenden Quacksalber Schritt zu halten.

Die angepriesenen Heilmittel sollen meist gegen unheilbare und besonders gefürchtete Krankheiten helfen: venerische Er-

1. Dies wird meist ausdrücklich mitangegeben und soll wohl den Wiederverkäufer der Verantwortung entheben.

2. Vgl. Deneke, LV.9.

3. z.B. FAN 16.April 1768.

krankungen, Krebs, Gicht, Steinleiden, Kindsnöte, Augenerkrankungen und Zahnweh. Beliebt sind auch die Blutreinigungskuren. Zahlreiche Cosmetica und Zahnpulver werden unter immer neuen Namen angeboten. Rund ein Viertel aller Arzneien sind Universalheilmittel. Bei diesen gibt es alle Übergänge von der schlichten Mitteilung, es sei ein „Universalmittel, in allen und jeden menschlichen Zufällen zu gebrauchen“, bis zu seitenslangen Aufzählungen von Krankheiten, die das Mittel in zwei Wochen restlos beseitigt.

Natürlich versuchte das Sanitätsamt, diesem Unfug zu steuern. Bereits 1726 kündigte es schärfere Prüfung der Arzneien an, da es festgestellt habe, „daß dieselben den so übermäßig angerühmten Effekt im geringsten nicht leisten“.¹ Tatsächlich verschwanden die Anzeigen für ein halbes Jahr fast ganz; kurz darauf ging es aber um so schlimmer wieder los. Der Höhepunkt wurde um das Jahr 1770 erreicht.

In der Nummer von 14. September 1769 nehmen die Werbeanzeigen für Medikamente etwa ein Viertel des gesamten Raumes ein. Das ist sehr viel, wenn man bedenkt, daß ein weiteres Viertel von den amtlichen Bekanntmachungen eingenommen wird, der restliche Raum sich aber auf 12 Rubriken verteilt und zusätzlich die Geschäftsanzeigen der Messebesucher enthält. Neun ansässige Handelsleute und ein Zahnarzt preisen in dieser Nummer über 30 verschiedene Medikamente an, davon 7 ausdrücklich Universalmedizinen, nicht gerechnet eine ganze Reihe anderer, die ihren schier unglaublichen Wirkungen nach nicht weit davon entfernt sind. In anderen, wahllos herausgegriffenen Nummern nimmt die Arzneimittelpromotion einen noch größeren Raum ein; in den ruhigen Zeiten zwischen den Messen füllt sie noch immer ein Zehntel einer jeden Ausgabe.

Verschiedene Male mußte das Sanitätsamt die Bevölkerung vor gesundheitsschädlichen Arzneien warnen, z.B. als 1755 ein Bürger angeblich an einer Laxierpille gestorben war, die ihm ein reisender Zahnarzt verkauft hatte³, oder 1781, als arsenikhaltige Pillen ohne Wissen des Sanitätsamtes in Umlauf gekommen waren⁴. Durch zahlreiche Senatsbeschlüsse wurden Arzneimittelpromotion und -verkauf eingeschränkt, jedoch für Besitzer von

1. FAN 15.Febr.1726.

2. Deneke (LV.9) kommt für die Frankfurter Oberpostamtszeitung von 1768 zu ganz ähnlichen Ergebnissen.

3. Wiegel (LV.87, S.15-17) hat diesen Fall genau beschrieben.

4. Vgl. FAN 27.Nov.1781.

Privilegien nie ganz verboten. Erst das schärfste Edikt von 1783 machte dem Treiben ein Ende¹. Von dieser Zeit an sind nur noch wenige privilegierte Mittel in den Zeitungen zu finden. In der Medizinalordnung von 1810 wurde die Zeitungswerbung für Heilmittel endgültig als ein „großer Unfug verboten“².

Augenheilmittel finden sich in den FAN verteilt bis 1810, gehäuft jedoch in den Jahren zwischen 1760 und 1780. Es sind insgesamt mehrere hundert Anzeigen, in denen über 50 verschiedene Mittel angepriesen werden. In der Mehrzahl sind es Augenwässer, daneben Pulver, Balsame, und solche Mittel, bei denen die Wirkung auf die Augen nur als eine Nebenwirkung aufgeführt wird, wie Universalmedizinen, Wund- und Brandsalben und anderes.

Es beginnt 1725 mit einer Anzeige, in der zwischen einer „Essentia miraculosa“ gegen Taubheit und einer „Essentia mineralis wider den Krebs“ unter Nr. 2 ein Augenwasser angeboten wird, das bei einer Frankfurter und einer Hamburger Adresse in Kommission zu haben ist:

„Augenwasser, so grünlich, hat Leute, so einige Jahre blind gewesen, wieder sehend gemacht, und nimmt die Felle von den Augen weg, sie mögen so alt und hart sein wie sie wollen, ja auch für blöde, trübe und triefende Augen ist es ein rechtes Arcanum, denn es nimmt alles böse hinweg und stärket die Augen, das Lot 60 kr. laut gedruckten Zettels.“³

Um 1770 verbreitet sich in den Anzeigen allgemein ein marktschreierischer Stil. Das sieht dann etwa so aus:

„Dem Publico wird mit gegenwärtigem Avertissement ein Augenmittel entdeckt, dessen Vortrefflichkeiten sich schon durch viele Erfahrungen an allen fast möglichen Mängeln der Augen dergestalten erprobt, daß man es unter allen dergleichen Mitteln, so jemalen bekannt worden, ganz getrost vor das universellste und sicherste angeben kann. Man nehme die Mängel und Schwachheiten der Augen wie man will, nämlich rote, fließende, brennende, hitzige und ausgetrocknete Augen, aller Arten Blatternfelle und Fisteln, ja selbst den Staren (den schwarzen ausgenommen) curiret es ohne Empfindung, wann nur noch einiger Schein vorhanden ist, so wird die gehoffte und allerbeste Wirkung niemals versagen. Auch präservando nimmt es mutum nocturnum hinweg, hält die Augen sauber und läßt nichts ansetzen. Es stärket das Gesicht ungemein, daher es diejenigen, die Tag und Nacht ihre Augen beständig anstrengen müssen, das Gesicht bis

1. Vgl. Stricker, LV.82, S.95 f.

2. Vgl. MO 1810, Kap.17, § 2.

3. FAN 28.Aug.1725.

in das höchste Alter gut erhalten sehr nützlich und dienlich ist, denn es macht selbige & virtutem christallinem klar confortando nervos oculares alias delicatissimos. Es beißt und brennet nicht wie andere Augenwasser, die vielmehr durch langen Gebrauch desselben die Augen verderben, dieses aber belehret ganz anders, wie denn in dem gedruckten Gebrauchszettul das mehrere zu ersehen. Das mit dem Authore Signet verpitschierte Glas kostet 30 kr. und ist in Kommission zu verkaufen in Hanau bei dem Materialisten Joh. Chr. Allgeyer, wobei man sich will ausbitten, daß Briefe und Gelder franco (nebst 4 kr. wegen Einpackung) eingesandt werden, daß alsdann prompte Forderung geschehen wird."¹

Eine der letzten Anzeigen ist die von Dr. Joh. Anton Hoffmann im September 1805², eines der wenigen Beispiele dieser Art³. Bei ihm ist ein „Augenwasser, welches in kurzer Zeit die heftigsten Entzündungen heilt, die Flecken der Hornhaut zertheilt und die Augen stärkt“ in Kommission für 1 fl. 12 kr. zu haben.

Die Erfinder und Hersteller der Augenmedikamente sind nur selten genannt. Es sind Leute, die sich für Ärzte ausgeben⁴, reisende Oculisten⁵ und verschiedene Privatpersonen, die sonst mit der Heilkunde nicht viel zu tun haben⁶. Die Verkäufer sind

1. FAN 11.Sept.1766.
2. FAN 10.Sept.1805. Er hatte auch Bruchbänder in Kommission, ebenso Dr. med. und chir. Clausius (vgl. FAN 17.Sept.1791), der sie von dem Bandagisten Schropp aus Magdeburg nach dessen Abreise in Kommission erhalten hatte (vgl. Oberpostamtstzgt. 3.Jan.1791). Der Frankfurter Arzt Joh. Chr. Ehrmann (vgl. Kallmorgen, LV.45, S.254 f.) ereifert sich 1801 über einen Kollegen, der ein Mittel zur Verhütung des Scharlachfiebers bei Kindern in öffentlichen Blättern bekanntgemacht hatte und meinte: „Alle Ärzte, welche ihr Wesen mit Arcanen treiben, sind nichts wert,...man sollte ihnen von Polizei wegen einen Platz unter den Dentisten, Oculisten (Hrn. Hette's) vgl. oben S.73 f., praktizierenden Apothekern und Feldscherern anweisen“ (Ehrmann, LV.14, S.34 f.).
3. Anzeigen der Ärzte und Chirurgen in eigener Sache waren nur bei Niederlassung und Wohnungswechsel üblich. Öfters findet sich der Hinweis, der eine oder andere übe, entgegen anderslautenden Gerüchten, seine Tätigkeit wie bisher aus; diese verschleierte Reklame entspricht am ehesten unserem „vom Urlaub zurück“. Eine Sonderstellung nehmen die Aufforderungen an die Armen, z.B. zur kostenlosen Schutzpockenimpfung, ein.
4. Diese nennt sich gern „Medicinae Practicus“, vgl. oben S.34, Fußnote 1. Vgl. z.B. FAN 16.Dez.1766
5. z.B. der Oculist Leo (FAN 13.Apr.1776) und der „adelige“ Oculist (FAN 26.Sept.1741).
6. z.B.: „des Herrn Justizrat von Kirschberg kostbarer Augenbalsam“ (FAN 8.Apr.1779), „Herr Oberpostmeister Baron von

dieselben, die oben für die allgemeinen Arzneien schon aufgeführt wurden, in der Hauptsache wieder die Materialisten. Einer von ihnen, Carl Behaghel, hatte nebenher ein großes medizinisches Warenlager, für das er eine gedruckte „Preis-Courant-Liste“ herausgab, sowie eine Druckschrift, in der alle seine Arzneien ausführlich beschrieben werden¹.

An Medikamenten, die nur am Auge angewendet werden findet man in den Anzeigen Wässer, Balsame und Pulver. Die Wässer heißen in der Regel einfach „Augenwasser“ oder „Aqua ophthalmicum“, mit schmückenden Beiworten wie „kostbar“ und „approbiert“. Mehrmals kommt blaues Augenwasser vor, einmal ein grünlisches. Beliebte scheint, wie bei den Zahnpulvern, die Herkunft aus England: es wird mehrfach englisches Augenwasser, aber auch französisches und hamburgisches angeboten. Wir finden ferner die Bezeichnungen Spiritus, Geist, Tinktur, volatilisches Wasser², volatilischer Spiritus oder einfach Volatile.

Etwa ein Drittel der Anzeigen sind so knapp gehalten, daß wir über das Anwendungsgebiet des Mittels nichts erfahren; die übrigen geben in meist ziemlich naiver Weise Aufschluß über die jeweiligen Indikationen. Krankheitsnamen kommen nur sehr wenige vor: der graue und der schwarze Star, Blatternfelle, Entzündungen. Alles andere sind einzelne Symptome. Als Umschreibung einer Sehverschlechterung heißt es „blöde“, „trübe“, und „schwache Augen“. Oft verwendet wird die Formel „stärket die Augen“ (oder „das Gesicht“) und „schärfet die Augen“. In einigen Fällen scheint auf die Presbyopie gezielt zu sein, in anderen auf alltägliche Ermüdungserscheinungen, wie sie bei den damaligen Verhältnissen (Mangel an Licht im Winter, Nötigung zur Nachtarbeit) sicher oft vorkamen. Mehrmals wird versichert, der Kranke werde nach Gebrauch des Mittels seine Brill-

Bruchschwitz zu Massenbach verfertigt schon viele Jahre einen Wundbalsam und Augenwasser“ (FAN 4.Apr.1795).

1. Beide befinden sich bei den umfangreichen Akten im Stadtarchiv, die Behaghels dauernde Verstöße gegen die Verordnungen über die Arzneimittelerwerbung in den Zeitungen betreffen (MA 27, fol.1-158). Carl Behaghel (gest. 1780, vgl. FAN 15. Febr.1780, Nachlaßversteigerung vgl. 30.März) war Mitglied einer alten Frankfurter Familie, die noch heute ein Geschäft in der Stadt besitzt.
2. volatilis = flüchtig.

le nicht mehr brauche. Nach der gängigen Volksmeinung sollte die Benutzung der Brille zum beschleunigten Verderb der Sehkraft führen. Diese Ansicht findet sich schon in Georg Bartischs „Augendienst“ (1584) und ist noch heute in ländlichen Gegenden verbreitet¹. Manche Anzeigen versprechen außer der Besserung der schon geschädigten Sehkraft auch einen sicheren Schutz für gesunde Augen „bis ins hohe Alter hinein“, natürlich nur bei regelmäßiger Anwendung. Die Mittel sollen „den Ansatz des Staren verhindern“, einige sogar den schon bestehenden grauen Star heilen und Blinde wieder sehend machen.

Eine andere Gruppe bilden die Symptome, die man als Entzündungszeichen zusammenfassen kann, wie Schmerzen, Hitze und Rötung. Dazu kommen die Umschreibungen für Tränen- und Eiterfluß, z.B. „flüssige“, „rinnende“ oder „triefende“ Augen. Über die Lokalisation der Entzündung wird fast nie etwas gesagt; einmal heißt es „Entzündung der Lider“, einmal „der Augen und der Lider“. Es ist klar, daß diese Gruppe eine Unzahl von Erkrankungen einschließen kann. Wahrscheinlich dachten die Erfinder jedoch zunächst an alltägliche Leiden wie Konjunktivitis und Hordeolum, die von selbst zu heilen pflegen und häufig genug vorkommen, um einen guten Absatz zu sichern.

Als dritte Gruppe kommen schließlich verschiedene Bezeichnungen für Veränderungen in den brechenden Medien des Auges vor: außer dem Star gibt es da Flecken (auch Linsentrübungen nannte man Fleck oder macula), Felle (besonders Blatternfelle), Eiterhäute und Wolken. Die Zusammenstellung Fleck-Hitze-rote Augen läßt an Ulcus corneae denken.

Es fragt sich nun, inwieweit es erlaubt ist, aus den spärlichen und primitiven Angaben jeweils eine in eine bestimmte Richtung gehende Indikation herauszulesen. In einzelnen Fällen scheint das möglich; meistens erscheint allerdings die Zusammenstellung der Symptome völlig wahllos. Die allgemein augenstärkende Wirkung wird fast drei Vierteln der Medikamente beigelegt. Insgesamt entsteht der Eindruck, daß der Verwendungszweck mehr mit Rücksicht auf den Verkaufserfolg als auf eine tatsächlich vorhandene Wirkung der Mittel angegeben wurde.

1. Vgl. Bartisch, LV.3, S.52-57. Vgl. auch Kurt Seligmann: Art. Augenkrankheiten. In: Handwb. dt. Aberggl. 1, Sp.707.

Salben und Pflaster, die ganz allgemein für Wunden, Geschwüre, Verbrennungen, kalten Brand u.a. bestimmt sind, werden gelegentlich auch zur Anwendung am Auge bei Verwundung und Entzündung empfohlen. Sie wurden nur auf das geschlossene Lid aufgebracht. Hierhin gehört zum Beispiel „John Brown's Universal-Heilpflaster für Menschen und Tiere“: „Bei bösen Augen klebt man das schmerzhafteste und verwundete Auge, ohne alle Gefahr, mit diesem Pflaster zu, und legt alle 6 Stunden ein frisches auf. Es heilt alle Beschädigungen an den Augen, wenn nur der Augapfel unbeschädigt und gesund ist“.¹ Bei manchen Universalmedizinen wird eine Wirkung auf das Auge ausdrücklich aufgeführt. Von dem „Balsamus Vitae Solaris Excellentissimus, oder Quinta Essentia Pretiosa, das ist: Pretioser goldener Lebensbalsam“ heißt es: „Nicht minder ist er auch dienlich in Schwachheiten der Augen, dadurch wird der nervus opticus gestärkt, die humores oculorum secerniret, und also die Dunkelheit der Augen vertrieben, denn es durchdringet seine volatile und subtile Kraft alle Teile des menschlichen Leibes“.² Eine heilsame Wirkung des Schnupftabaks auf die Augen wird oft behauptet und für einfache Gemüter auf einfache Weise erklärt.³ Das Niesen nach der Prise soll einen freieren Umlauf „des Blütes“ im Kopf bewirken, durch Vermehrung der Sekretion Nase und Augen reinigen, „Unflat und Rotz“ abführen und so die Augen stärken und die Sehkraft erhalten. Auch den sehr zahlreichen kosmetischen (Gesichts-)Wässern werden gern augen- und gedächtnisstärkende Eigenschaften beigelegt. Eines, das aus „reinstem Mayen-Thau“ hergestellt sein soll, wird als „herrliches Mittel gegen alle Zufälle der Augen“ gepriesen.⁴ Als Kuri-

1. FAN 26.Aug.1809. Der Patient strich die Pflastermasse selbst auf ein Stück Stoff oder Papier.
2. FAN 3.Dez.1773.
3. z.B. Tabac du Roi (FAN 1.Apr.1751), Tabacco di Portugallo Sano, oder Lissaboner Gesundheitstabak (FAN 11.Jan.1765).
4. FAN 4.April 1752. Von einem „Augen- und Abwischwasser“, hergestellt von Joh. G. Wagentrutz, Stadtphysicus zu Karlstadt am Main, heißt es, es enthalte nichts von „Benzoin, Lythargio, Alumine, Marcasit, Aquafort, Mercuri oder Bleiweiß und anderen schädlichen Mineralien, womit manche vornehme Person ihre Haut des Angesichts, der Brust und Hände anschmiert und verderbet“ (FAN 14.April 1739).

osum seien hier noch die 1809 in den FAN angebotenen „Antirheumatischen Gesundheitssohlen“ erwähnt, die u.a. auch gegen Zahnweh und Augenentzündungen helfen sollten¹.

Der Preis für ein Gläschen Augenwasser oder Balsam hält sich meist zwischen 30 kr. und 1 fl., aber es gibt auch ganz billige zu 5 und 6 Kreuzern. Steht der Name des Erfinders dabei, beträgt der Preis gleich einen Gulden und darüber; die anonymen Mittel sind dagegen billiger zu haben². Hier noch eine besonders geschäftstüchtige Idee, wie man dem Publikum gleich vier Mittel auf einmal andreht:

„Ein Arcanum, welches Haupt-, Augen und Gehörkrankheiten, auch den Anfang eines Staren in der Kürze vertreibt, und radicaliter zu heben fähig ist, bestehet:

- | | |
|---|----------------------------|
| 1) In balsamischen Flüß abführenden
Haupt-, Augen- und Gehörpillen,
das Schächtlein | fl. 1,30 kr. |
| 2) In nerven- und gedächtnisstärkendem
Pulver | fl. 1,25 kr. |
| 3) In gesichtsstärkendem Augenvolatil | fl. 50 kr. |
| 4) In hauptreinigendem und abführendem
Schnupftabak | <u>fl. 30 kr.</u>
fl. 4 |

ist bei Carl Behaghel auf dem Römerberg in Kommission zu haben“.³

Über die Anwendungsweise der Mittel ist fast nichts zu erfahren, da die Anzeigen gewöhnlich auf die gedruckten „Gebrauchszettel“ verweisen, von denen keiner erhalten ist. Für einige Augenwässer ist sicher, daß sie in die Lidspalte eingebracht wurden, etwa mit einem kleinen Federchen⁴. Eine genaue Anweisung findet sich nur in einem Falle. Es heißt dort, man solle einige Tage lang morgens und abends 2-3 Tropfen in beide Ecken des Auges tun und das Auge ein wenig bewegen. Zur Vorbeugung gegen „Zufälle und Blindheit“ soll man es ein- bis zweimal in der Woche anwenden und an den Kurtagen nicht an die Luft gehen, da das den Augen schadet. Das Gläschen ist vor Gebrauch zu schütteln⁵. Eine ähnliche Anwendung dürfen wir wohl

1. Vgl. FAN 12.Sept.1809. Zwei Paar kosteten 2 fl. 24 kr.

2. Zu den Preisen der reisenden Oculisten vgl. unten S.106.

3. FAN 26.Sept.1775.

4. Vgl. z.B. FAN 25.Sept.1733 und oben S.57 f. die Tinktur der Niedereggerin.

5. Vgl. FAN 25.Febr.1738.

für die meisten Augenwässer annehmen. In Frage käme noch das Auflegen eines damit getränkten Lappens auf die geschlossenen Lider¹. „Scheuchzers Universal-Lebens-Tinktur“ mußte man auf die Schläfen streichen, wenn sie ihre Wirkung auf die Augen entfalten sollte². Salben wurden offenbar nur auf den geschlossenen Lidern angewandt. Pulver konnte man entweder aufschnupfen wie das „Sal volatile“ des Oculisten Herrlitzsch, oder ins Auge blasen wie das „Hermannische Wundersalz“. Dieses wurde trocken ins Auge geblasen und die Prozedur während drei bis vier Tagen mehrmals wiederholt³.

1. In Lendsidels „Schatzkammer menschlicher Gesundheit (1611) findet sich ein blaues Augenwasser „für rote Augen“, das auf die Augenlider gebracht wird, vgl. Lendsidel, LV.60,S.52.

2. Vgl. FAN 4.Mai 1737.

3. Vgl. FAN 22.Sept.1744. Das Salz sollte die Felle erweichen und spurlos verschwinden lassen.

Der Oculist, zusammenfassend betrachtet.

Die Begriffe „Augenarzt“ und „Oculist“ wurden in Frankfurt von der ersten Erwähnung eines Oculisten (1394) bis in das 19. Jahrhundert hinein in völlig gleicher Bedeutung als eine Berufsbezeichnung gebraucht, der keineswegs von vornherein etwas Ehrenrühriges anhaftete. Erst das 19. Jahrhundert verwendete die Bezeichnung „Oculist“ in abfälligem Sinn zur Unterscheidung von wirklichen Ärzten, die Augenkranke behandelten.

Über die Augenärzte des ausgehenden Mittelalters in Frankfurt läßt sich wenig sicheres sagen. Sehr wahrscheinlich waren es unstudierte Wanderärzte. Die Oculisten des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts waren durchweg zugleich allgemeine Operateure im Sinne des besonderen Standes, wie er in den Frankfurter Medizinalordnungen festgelegt war. An Hand der Quellen läßt sich zeigen, daß es sich nicht etwa um eine Zusammenfassung von Oculisten einerseits und Bruch- und Steinschneidern andererseits zu einer Gruppe handelt. Vielmehr umfaßt die Tätigkeit dieser Operateure ziemlich einheitlich ein fest umrissenes Teilgebiet der Chirurgie, nämlich die Operation von Brüchen und Blasensteinen, Entfernung von Geschwulsten jeder Art, den Starstich und seltener die Operation von Hasenscharten. Andere Augenoperationen gehörten zwar mit zu ihrem Gebiet, wurden aber nur selten oder garnicht ausgeführt. Der Starstich auf offener Bühne unter freiem Himmel wird für Frankfurt zweimal berichtet¹. Die übrigen, zum Teil sehr blutigen Operationen, fanden auch vor dem Publikum, jedoch vermutlich im geschlossenen Raum statt. Der große Jahrmarktsauftritt mit Zelt und Bretterbühne, einem Gefolge von Spaßmachern, Komödianten und Dienern, wie er für andere Orte in Wort und Bild belegt ist, konnte in Frankfurt nur in einzelnen Fällen nachgewiesen werden². Überhaupt kam das „öffentliche Ausstehen“ auf einer Bühne oder „Stellage“ oder zu Pferde nach 1700 schnell außer Gebrauch.

1. Im Gedicht auf die Frankfurter Messe 1694 (vgl. unten S.99) und bei Eisenbart.
2. Vgl. bei Eisenbart. Ein Operateur Joh. Balthasar K o h n gab auf seinem Flugblatt (o.J., QV.20, 1/6) bekannt: „Es soll auch alle Abend Visite auf dem Theatro mit allerhand Plaisir gegeben werden“. Seine Bedienten trugen Livree in gelb und rot mit Silber.

Eine lebendige Darstellung des Oculisten in seiner Umgebung, sozusagen eine Illustration zu Hörnigks trockener Aufzählung¹, haben wir in einem Gedicht auf die Frankfurter Messe aus dem Jahre 1694². Zwischen der langen Schilderung des Publikums und der verschiedenen Erwerbszweige heißt es da:

„Sah man wohl in der Meß Quacksalber mancherlei,
Und Jean-Potage sich stellt nährisch auch dabei.
Die Storger schnitten auf, der Zahnarzt konnte sprechen
Sehr hoch von seiner Kunst und tät viel Zähn ausbrechen.
Dort war ein Oculist, der stache einen Star,
Ein ander schnitt und stach sich neue Wunden gar,
Schmelzt Schwefel und das Pech, mit Zinn und Blei verwundert
Auf seine Händ und Arm, und fluchte auch bei hundert,
Seinsgleichen wäre nicht, bald man ein andern sah,
Der hat viel tausend Würm, die konnt er zeigen da,
Die er in manchem Land mit Wunder ausgetrieben".
Weiter sieht man „Brüch und Stein" an einer Tafel hängen, man
sieht Marmeltierschmalzer, Gewürz- und Pomeranzenkrämer, Glücks-
hafner, exotische Tiere, Komödianten, Gaukler, Taschenspieler,
Springer, Puppenspieler, Sternseher und Propheten, Musikanten,
Taschendiebe und Bettler. Der Oculist fällt in dem Getümmel
nicht weiter auf; eine Zeile genügt für ihn.

Mit den „Fahrenden", zu denen ja die Oculisten trotz ihrer rechtlichen Sonderstellung gehörten, ging im 18. Jahrhundert ganz allgemein eine Veränderung vor sich³. Natürlich gab es nach wie vor den Jahrmarktsbetrieb, wenn auch weniger bunt als ehemals. Die Schausteller dagegen, Artisten, Wanderschauspieler und die meisten Heilkünstler verlegten den Schauplatz ihrer Darbietung von der Straße, der offenen Bühne oder der Bretterbude in einen, gewöhnlich in einem Gasthaus gemieteten Saal oder kleinen Raum. Aus Fahrenden waren plötzlich Reisende geworden, die Marktschreier wollten keine Marktschreier mehr sein. „Vornehme Standespersonen", so vornehm, daß sie ihren Namen nicht nennen

1. Vgl. oben S.22.

2. „Ausführliche Beschreibung der weitberühmten ansehnlichen Frankfurter Meß, und was zween gute Freunde im Durchgehen ob-serviret, sehr curios und lustig zu lesen, auf Begehren eini-ger Liebhaber in den Truck gegeben, durch Adrianum Teutoni-cum. Gedruckt im Jahre 1694." In: Lersner II, LV.62, S.569-71.

3. Als Quelle für den folgenden Absatz dienten im wesentlichen die FAN.

durften, verkauften ihre „Arcana“¹ aus purer Nächstenliebe zum Nutzen der Menschheit. Zahlreiche Reisende suchten aus dem anwachsenden Bildungshunger des städtischen Publikums ihren Gewinn zu ziehen: Physiker, Chemiker und Mechaniker führten ihre Apparate und Versuche gegen Eintrittsgeld vor; für Geld konnte man Vorlesungen über Astronomie, Geographie, Schifffahrtsrecht und vieles andere hören. Mit geradezu peinlicher Servilität boten sich die meisten dieser Leute an, hohen Herrschaften ihre Künste privatissime vorzuführen. Besonders in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte es in Frankfurt nicht nur zur Messezeit sondern das ganze Jahr über keinen Mangel an solchen Attraktionen. Auf medizinischem Gebiet betätigten sich außer den Operateuren, Zahnärzten, Bandagisten² und den gewöhnlichen Arzneikrämern zahlreiche sehr verdächtige Gestalten, die unter Bezeichnungen wie „Med. Pract.“ oder „Chymicus“, oft anonym („mein sacherer Freund“) Heilung von allen nur denkbaren Leiden versprachen. Gemeinsam war fast allen die Methode, sich mit der Aura des Vornehmen, des Geheimnisvollen, des höheren Wissens zu umgeben. Es ergibt sich hier im örtlichen Rahmen der gleiche Befund, wie ihn Grete de Francesco von höherer Warte aus erhob: „Das Dixhuitième zeigte wenig Interesse für die Volksausgabe des Marktschreiers, es hat die Luxusausgabe des grandseigneuralen Charlatans, des reisenden Weltbürgers geprägt“.³

Im Laufe des 18. Jahrhunderts teilte sich der Stand der „Oculisten, Bruch- und Steinschneider“ in verschiedene Zweige auf. Die Allgemeinoperateure wurden seltener (der letzte in Frankfurt war Mittezwey 1758, andere wurden 1769, 1772 und 1776 nicht mehr zugelassen), an ihre Stelle traten Spezialisten für einzelne Fächer: Oculisten, Hernisten und Bandagisten⁴ und Zahnärzte⁵. Der erste Oculist in Frankfurt tritt relativ spät auf (Voyagant 1741), das letzte Zeugnis ihrer Tätigkeit ist die Bescheinigung des Oculisten Melior aus dem Jahre 1815. Die Vereinigung von

1. Arcanum = Geheimnis (z.B. für ein unfehlbares Fleckenwasser und dergleichen mehr), auch das Mittel selbst. Oft wurde, gegen höheren Preis, das ganze Rezept verkauft.
2. Vgl. unten S. 100.
3. Vgl. Grete de Francesco, LV.21, S.147.
4. Bruchärzte und Bruchbandhersteller.
5. Zahnärzte erscheinen schon früh als Spezialisten in den FAN: 1722 Faucon, 1730 gleich vier verschiedene (Madame Prinz, Mayer, Liebmann, Piselius). Daß sie sich von den Schnitt und Augenärzten abgetrennt hätten, erscheint unwahrscheinlich, vgl. Wiegel, LV.86, S.10 und 12. Manche Operateure, z.B. Kindleb, hatten einen Zahnarzt in ihrer Truppe. Wiegel unterschätzt übrigens die Zahl der in Frankfurt zu den Messezeiten, besonders in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts tätigen fremden Zahnärzte erheblich; es waren mindestens ebensoviele wie Oculisten. Manche übten gleichzeitig eine Art niederster Chirurgie (Entfernung von Hühneraugen u.a.) aus.

Zahnarzt und Oculist in einer Person findet sich, obwohl ein innerer Zusammenhang zwischen den Fächern kaum zu erkennen ist, ziemlich häufig - zum erstenmal 1741 (Andrien), zuletzt 1817 (Rivière).

Die Oculisten erscheinen nach außen, so verschieden sie auch im einzelnen waren, als ein einheitlicher Stand. Ihre Praktiken waren die gleichen, wie sie die alten Operateure schon angewandt hatten und nur äußerlich, im Zuge der allgemeinen Entwicklung, etwas abgewandelt. Der ganze Auftritt fand in der Öffentlichkeit statt. Der Oculist stieg in einem möglichst großen und vornehmen Gasthof ab und suchte zugleich als gewissenhafter Arzt und als Weltmann von Stand und Würden zu erscheinen. Öffentliche Operationen gehörten zum festen Programm, die Zeit wurde bekanntgegeben und Ärzte und Chirurgen sowie ein beliebiges Publikum dazu eingeladen. Der Operateur Mittenzwey veranstaltete sogar öffentliche Demonstrationen an anatomischen Modellen. Der gleichen war damals in Frankfurt nicht selten, und an einem interessierten Publikum dürfte es ihm nicht gefehlt haben; unter seinen Kollegen stand er allerdings damit allein da¹. Viele Oculisten hatten feste Sprechstunden angesetzt, zu denen sie ihre Patienten in ihrem Logis empfingen². Alle betrieben eine ausgedehnte Werbung durch Handzettel und Zeitungsanzeigen. Allen voran hat sich hier Taylor als ein Virtuose erwiesen. Seine Methode, einen Aufenthalt mit einer Serie von Vorankündigungen, Ankündigungen, Erfolgsberichten und Bücheranzeigen zu begleiten und gleichzeitig an anderen Orten durch scheinbar redaktionelle Meldungen die Neugier zu erregen³, wurde von seinen Epigonen

1. Vgl. oben S.56f. Augenmodelle wurden verschiedentlich in den FAN vom Hersteller zum Verkauf angeboten; sie waren außerordentlich teuer. Vgl. z.B. FAN 26.Jan.1725: „Oculus humanus artificialiter constructus, oder Struktur des menschlichen Auges nach Kunst verfertigt, bestehend aus Elfenbein, Horn, Kristall und Glas, woran alle Teile des menschlichen Auges ganz deutlich können dargetan, samt denen musculis und humoribus, so alle Stück für Stück anatomice können zerlegt und betrachtet werden, in duplo, jedes Stück 15 Rtlr. - 30 Rtlr.“

2. Siehe Andrien, Costanzo, Jericho, Jutzler, Melior, Mittenzwey, Pellier.

3. Das Deckmäntelchen „Frankfurt, den...“ kann uns heute kaum täuschen; damals fiel aber mancher darauf herein, wie die

immer wieder nachexerziert, ohne daß einem noch etwas wesentlich neues eingefallen wäre.

Die Oculisten liebten es, sich mit ellenlangen Titeln zu schmücken. Die Berechtigung dazu war wohl in den meisten Fällen mehr als zweifelhaft. Besonders Adelstitel waren sehr beliebt¹; einige erreichten durch Hinzufügen eines „de“ wenigstens den Eindruck davon². Den Professor und Doktor führten nur wenige, die ihn entweder wirklich besaßen³ oder besonders unverfroren waren. Das unverbindliche „königlich ...ischer Augenarzt“ oder mehrere Titel dieser Art führten fast alle⁴.

Besonders unangenehm berührt uns heute das unverblühte Selbstlob, das die Oculisten ganz ungeniert als Reklame ausposaunten, selbst solche, die unter Fachleuten einen ausgezeichneten Ruf als Operateure genossen, wie Wenzel und Jutzeler. Alle suchten die Kranken glauben zu machen, sie könnten mehr als alle anderen, operierten nach einer „ganz neuen“ und „nur ihrer eigenen“ Methode oder hätten ein wunderwirkendes Geheimnis im Besitz. Die meisten Oculisten versprachen das Blaue vom Himmel herunter, nämlich jeden Blinden sehend zu machen, wenn nicht durch Operation, dann durch ein unfehlbares Augenwasser oder dergleichen. Mancher erbot sich, den schwarzen Staren zu heilen; die Brüder Pelier glaubten offenbar selbst, es zu können, Taylor dagegen war sich bestimmt über die Sinnlosigkeit seiner „Operation“ beim schwarzen Star (er massierte den Augapfel mit einem raspelartigen Instrument) im Klaren⁵.

Züricher bei Hillmer und Leo (vgl. Wehrli, LV.86, S.88). Taylor soll seine Meldungen mit frei erfundenen Erfolgen selbst in die Feder diktiert haben (vgl. Eschenbach, LV.15, S.167); sie nehmen sich in den FAN seltsam aus („man hat aus Koblenz vernommen, daß“), da das Blatt keinen redaktionellen Teil hat und so der Schwindel offenbar wird. Hettes Anzeigen in der Oberpostamtszeitung wirken etwas echter, doch wird die Regie an ihrem regelmäßigen Erscheinen deutlich.

1. Wenzel und Lefebure waren Barone. Zu Taylor vgl. oben S. Weitere „Adelige“: „Edelmann“ 1729, de Conty, de la Terade, de la Rivier, Ritter de Schette, Ritter Taddini.
2. z.B. Conti zu de Conty, de Hillmer, Madame de Gehring.
3. z.B. Jericho, Lefebure, Siebold.
4. Eine Ausnahme machte Hette, der sich naiv nur „Augendoktor“ oder „Oculist“ nannte.
5. Er soll in Holland für seine Heilung des schwarzen Staren

Die Bekanntgabe von glücklichen Erfolgen mit Name und Adresse des Patienten, wurde viel geübt und war sicher sehr wirksam, besonders, wenn man mit Standespersonen aufwarten konnte¹. Die Fiktion, daß man nur aus christlicher Nächstenliebe den Patienten behandle, von den Quacksalbern zu allen Zeiten schon in grotesker Weise ausgebeutet, wurde auch von den Oculisten aufrechtgehalten. Fast alle machten bekannt, Arme würden gratis behandelt. Abgesehen davon, daß sie sich diesem bei den Ärzten allgemeinen Brauch kaum verschließen konnten, war es ihnen von der Medizinalordnung ausdrücklich vorgeschrieben, und zudem war es natürlich eine gute Reklame.

Bis etwa 1750 finden wir in Frankfurt als einzige Operation (von der Entfernung einer Geschwulst in Augennähe abgesehen) den Starstich erwähnt, oft nur in der Umschreibung, daß der Oculist Blinde in kurzer Zeit („einer Minute“) sehend mache. Die Linsenextraktion führten nach ihren eigenen Angaben die Oculisten Conti, Girault, Leo, Pellier, Schette, Taylor und Wenzel aus; vermutlich meinten auch Meiner und Terade mit ihren „neuen“ Methoden die Extraktion. Von Wenzel ist bekannt, daß er tatsächlich fast nur die Ausziehung anwandte. Taylor scheint bei seinem ersten Aufenthalt 1750 nur den Starstich (Niederlegung) mit seiner leicht rundgeschliffenen Starnadel ausgeführt zu haben; 1757 berichtet er selbst von mehreren Personen in Frankfurt, die er durch Ausziehung der Linse geheilt habe. Jutzeler und Jung-Stilling hatten mit der Extraktion gute Erfolge, wenn auch Jung-Stilling in Frankfurt wenig Glück damit hatte. Lefebure verweist auf seine Schrift über den grauen Star, die jedoch nicht aufzufinden ist.

Das Patientengut für die Staroperation bestand, soweit Angaben darüber vorliegen², zum weitaus größten Teil aus alten Menschen von über 70 oder wenigstens über 60 Jahren. Die mittleren Altersklassen fehlten fast ganz, dagegen wurden auch Kinder

sogar Simulanten angestellt haben, und zwar die gleichen Personen in verschiedenen Städten, vgl. Eschenbach, LV.15, S.164.

1. Die Gehringin nannte, mangels vornehmer Patienten, bei Be= diensteten stets die Herrschaft mit, so daß ihre Anzeigen doch eine Menge klangvolle Namen enthielten.
2. Vgl. z.B. Gehringin, Hette, Jutzeler, Pellier.

und Jugendliche bis zum Alter von 20 Jahren, die zum Teil blind geboren waren, operiert. Die Dauer der Blindheit wird durchschnittlich mit 4 - 6 Jahren angegeben. Das bedeutet, daß vorzugsweise der reife Altersstar operiert wurde. Manche Oculisten, besonders Taylor und Wenzel, hielten sich jedoch etwas darauf zugute, daß sie die Stare ohne Ansehen der Reife operierten. Der Vorgang der Operation ist für Frankfurt dreimal beschrieben worden. Als erster berichtet Lorenz Heister vom Dr. Eisenbart: „Eben dieser Arzt, als welcher sonderlich auch als ein Oculist oder Augenarzt berühmt gewesen, nahm im folgenden Jahr [1701] an einem armen blinden Mann eine Operation oder Unterdrückung eines grauen Augenstaars auf öffentlichem Theater bei der sogenannten Mehlweg für. Er bediente sich einer runden dünnen Nadel, fast wie eine Nehenadel, setzte den Blinden auf einen was niedrigen Stuhl, ließe ihm den Kopf von einem Bedienten wohl und gewöhnlichermaßen halten, ingleichen auch die Hände und Füße, verrichtete hierauf die Operation gewöhnlichermaßen, wobei der Blinde wohl einen Blick einer Helligkeit und Leute zu sehen verspürte, aber nachdem nichts weiter, half ihm also nichts, sondern der vorher gewesene blinde Mann bliebe blind".¹ Den Ritter Taylor sah 1750 ein Frankfurter Arzt operieren und berichtete später brieflich an Eschenbach, der damals Material über Taylor sammelte.² Taylor setzte sich dem Patienten gegenüber, stemmte die Füße fest gegen zwei links und rechts vom Patienten stehende mit Personen besetzte Stühle und stützte die Ellenbogen auf seine Kniee. Ein Gehilfe hielt den Kopf des Patienten leicht hintüber geneigt.³ Das Auge fixierte er mit seinem sehr fest auf den bloßen Augapfel geschraubten Speculum. Mit diesen Vorbereitungen pflegte er sich reichlich Zeit zu lassen, die Operation vollzog er mit solcher Geschwindigkeit, daß es manchem bedenklich vorkommen wollte.⁴ Gleich

1. Vgl. Heister, LV.28, 1, S.6 f.

2. Vgl. Eschenbach, LV.15, S.179.

3. Dies ist ergänzt nach einer anderen Schilderung, vgl. Eschenbach, LV.15, S.108.

4. Ein Arzt fand Taylors Art zu operieren „allzu tumultuarisch“, vgl. ebenda S.178 und 180. Im ersten Augenblick beeindruckte seine Schnelligkeit natürlich; Burggrave zeigte sich in seinem Gutachten von ihr ehrlich begeistert. Lorenz Heister,

anschließend ließ er ebenso geschwind zur Ader, meist an der Vena iugularis. Der Bericht aus Goethes Feder über die unglücklich ausgegangene Linsenextraktion Jung-Stillings im Jahre 1775 wurde schon im Abschnitt über Jung-Stilling wiedergegeben.

Andere als Staroperationen finden sich in den Quellen nur vereinzelt. Die Operationshäufigkeit war bei den Schnitt- und Augenärzten gering. Eisenbart operierte 1701 in Frankfurt 3 Stare, 1704 nur 2, anschließend „an einem vornehmen Ort“ (vermutlich Koblenz) 4 Blinde. Bei manchen ließen sich Augenoperationen überhaupt nicht nachweisen, obwohl sie den Titel eines Oculisten führten¹. Bei den Augenspezialisten ergeben sich sehr verschiedene Zahlen. Taylor scheint es in Frankfurt und Umgebung auf über hundert, wenn nicht mehr Operationen gebracht zu haben; Meiner will 1748 bei seinem Aufenthalt 53 Patienten mit seiner „neuen Operation“ geheilt haben (in 10 Tagen zwischen zwei Anzeigen 11 Personen); Lefebure hat nach eigenen Angaben in genau einem Jahr 1799/1800 in Frankfurt und Hamburg insgesamt 39 Stare operiert sowie 67 Tränenfisteln mit und ohne Operation geheilt. In Hamburg operierte er in 4 Monaten innerhalb dieses Jahres nur 2 Stare, so daß die meisten auf Frankfurt entfallen. Hette operierte gleichbleibend etwa jeden Monat einen Patienten.

Von den Erfolgen der Oculisten in Frankfurt war nur wenig zu erfahren. Hillmer und Taylor erwarben sich einen schlechten Ruf: von Hillmers Patienten soll 1746 kein einziger, von Taylors 1750 nur 2 oder 3 das Augenlicht nachher auch behalten haben, Eisenbart hatte 1701 von dreien nur einen wieder halbwegs hergestellt. Das hinderte jedoch keinen von den dreien, nach einigen Jahren ein neues Gastspiel zu geben. Günstige Zeugnisse erhielten Jericho, Leo und Pellier, der sogar von einem städtischen Amt mit einer Operation betraut wurde.

Über die Höhe der Honorare, die die Oculisten für ihre Ope=

der kurz nachher denselben Weg wie Taylor reiste, fand bei einer Dame, der Taylor die Linse zurechtgerückt haben wollte, keine Narbe. Er schloß daraus, daß er nur unter Vorspielung einer Operation, die er sich teuer bezahlen ließ, mit einem stumpfen Instrument geschwind über das Auge gefahren sei. (Vgl. ebenda S.160 f).

1. z.B. Günther und Regel.

rationen bekamen, ist kaum etwas bekannt. Jung-Stilling erhielt 1775 für die Operation an Herrn von Lersner, obwohl sie mißlungen war, doch die versprochenen 1000 Gulden. Taylor forderte 1750 ungeheure Summen, z.B. 60 Dukaten für das Skarifizieren der Lider und einen Aderlaß, was den Frankfurtern gar nicht gefiel. Zuweilen ließ er sich etwas, doch nicht viel, abhandeln¹. Sicher forderten die meisten Oculisten viel mehr als die Frankfurter Taxordnung vorsah².

Fast alle Oculisten verkauften Medikamente zur äußerlichen Anwendung am Auge. Der Verkauf dieser Mittel war eine stetig fließende und für viele wohl die wichtigste Einnahmequelle. Der Oculist ging dabei kein Risiko ein, sofern das Mittel nur indifferent genug war, um keine Reizung am Auge zu bewirken. Eine sofortige Wirkung durfte der Patient, besonders bei den prophylaktischen Mitteln, ohnehin nicht erwarten, und nach längstens vier Wochen war der Oculist wieder abgereist. Der Anwendungsbereich wurde, genau wie bei den in Kommission verkauf-

1. Vgl. Eschenbach, LV.15, S.180 f. Taylor nahm gewöhnlich für eine Kur von mittelmäßig begüterten 100 Reichstaler, von reicheren 100-300 Dukaten, von ganz vornehmen Patienten 1000 Dukaten, meist alles im voraus, vgl. ebenda S.109. Vgl. auch oben S.12, Fußnote 5.
2. Der Oculist Wenzel forderte in Regensburg 1760 einmal 400 Louisdor (ca. 4200 fl.), ließ sich aber auf 50 Dukaten (ca. 210 fl.) herunterhandeln (vgl. Hirschberg, LV.31, 14/1, S. 314). In Wien soll er um 1770 für die Operation an einer Hofdame 10 000 fl. sowie ein Geschenk im Wert von 6 000 fl. erhalten, in vier Wochen zusammen 60 000 fl. verdient haben (vgl. Bader, LV.2, S.40 f.). Hier noch ein Kommentar aus Regensburg 1787 (Kohlhaas, LV.47, S.93 f., vgl. oben S.24, Fußnote 1): „einen gerechten Wunsch füge ich hier bei, daß man solchen Ärzten [den Oculisten] einen Preis für ihre Bemühungen festsetzte, den sie, wenigstens bei mittelmäßig vermöglichen nicht überschreiten dürften; denn mit der Frankfurter Taxe, den Star zu operieren an einem Aug zu 10 fl., an beiden Augen zu 15 fl., sind sie nicht zufrieden. Soviel ist sicher, daß mancher Augenarzt mehr Geld in 4 Wochen aus unserer Stadt fortnimmt, als unser ganzes Collegium medicum innerhalb solcher Zeit zu verdienen im Stande ist. Sollte ein Arzt oder Wundarzt 1 Karolin wie Ritter Tadyini, oder 1 Dukaten, wie Hr. Pellier, für ein Gläschen Augewasser, das oft nichts als Vitriol und Wasser, oder Bleiextrakt und Wasser enthält, fordern, würde er nicht verklagt, auf der Stelle abgedankt? Aber gratia novitatis macht in unseren Ringmauern gar viel, und französische Schwatzhaftigkeit gewinnt der deutschen Ernsthaftigkeit gar oft den Rang ab“.

ten Augenmitteln, in recht primitiver Weise nach Symptomen angegeben und war in der Regel so weit gefaßt, daß die Arznei praktisch für jeden Patienten anwendbar war. Das Geheimnis der Zusammensetzung wurde von den Oculisten streng gehütet. Das Geheimnisvolle an einem Medikament war und ist noch heute die wichtigste Voraussetzung zu einem Verkaufserfolg, und nebenbei bemerkt, auch zu ihrer Wirkung. Lefebure gab als einziger die Zusammensetzung seiner Mittel bekannt, allem Anschein nach in den Gedanken, der Menschheit damit einen großen Nutzen zu erweisen. Das Rezept für sein Augenwasser lautet:

„Rec. Florum Meliloti
 Chamomillae
 Sambuci
 Violarum aa. pug. i.
 Infunde cum aquae fontanae calidae s.q. stet per horas duas,
 colaturae adde
 Aceti lithargyrii gutt. xii
 Spiritus vini camphorati gutt. vi.“ 1

Die meisten Augenwässer werden so kunstvoll garnicht zusammengesetzt gewesen sein; sie enthielten „oft nicht als Vitriol und Wasser, oder Bleiextrakt und Wasser“. 2 Lefebures Augensalbe, die er besonders bei Schwellungen der Lider anwandte, enthielt rotes Quecksilberpräzipitat, Zincum oxydatum, etwas Kampher und als Grundlage Kakaobutter. Sie wurde vor Gebrauch an der Oberfläche etwas angewärmt und mit einem Haarpinsel in das Auge und auf die Lider gebracht 3.

Das „Frankfurter Staats-Ristretto“ bringt 1773 folgendes Rezept:

„Die beliebte Wetzlarische Reichs-Intelligenz-Zeitung liefert uns folgende bewährte Augenarznei: „Man nimmt ein Stückchen Weihrauch, steckt's auf eine Gabel oder sonst ein spitziges Instrument, und zündets an bei einem Lichte, wozu ein Wachskerzchen am besten dient: zugleich hat man ein wenig Rosenwasser, etwa ein paar Löffel voll, bei der Hand, worin

1. Lefebure, LV.58 (Abh. v. d. Augenentz.), S.93. Zu deutsch eine Maceration von Steinklee-, Kamillen-, Holunder- und Veilchenblüten zu gleichen Teilen, je eine Handvoll, mit einem Zusatz von 12 Tr. Bleiessig und 6 Tr. Kampherspiritus. Es sollte alle Stunden ein paar Tropfen davon in die Augen gegeben und sonst eine darin getränkte Kompresse aufgelegt werden.

2. Vgl. oben S.106, Fußnote 2.

3. Vgl. Lefebure, LV.58, S.94.

man den brennenden Weihrauch auslöscht; darauf wiederholt man solches Anzünden und Auslöschen etwa dreißigmal. Zu diesem also bereiteten Rosenwasser (welches auch zum Überfluß durch ein reines Leinwand geseiht werden kann) gießt man nun halb so viel frische Milch, und am besten Frauenmilch, so ist die Arznei fertig. Wenn keine sonderlichen Schmerzen vorhanden, so kann die Milch auch wohl weggelassen werden. Hiervon nun gießt oder streicht man etwas in die Ecken oder Winkel und legt sich mit geschlossenen Augen zur Ruhe; deswegen es auch am füglichsten des Abends beim Bettgehen sich tun läßt. Den folgenden Morgen ist man zu seiner großen Freude genesen, wann man schon lange Qual ausgestanden und vieles umsonst angewendet hat'.¹

Das Rezept ist keineswegs neu; es wird z.B. schon in Balthasar Schnurr von Lendsidels „Schatzkammer menschlicher Gesundheit“ (Frankfurt 1611) gegen Schmerzen an den Augen empfohlen². Die äußerliche Anwendung von Milch, besonders Frauenmilch, bei Entzündungen der Lider reicht von Lendsidel³ bis zu uns; noch um 1930 legten in der Wetterau ältere Bäuerinnen als altbewährtes Hausmittel in Milch getränkte Tücher auf⁴.

-
1. Frankfurter Staats-Ristretto (QV.18) 1773, S.70 f. (30.Jan.). Das Blatt war eine politische Tageszeitung mit Hang zum Haus- und Familienblatt und brachte öfters Hausmittel allgemeiner Art.
 2. Vgl. Lendsidel, LV.60, Teil 1, S.48. Vier Stückchen weißer Weihrauch sind in Rosenwasser je zehnmal zu löschen.
 3. Vgl. ebenda, Teil 1, S.50.
 4. Persönliche Mitteilung.

Die Augenbehandlung durch die Frankfurter Ärzte und Chirurgen bis 1800.

A. Die Chirurgen.

In Frankfurt waren die Bezeichnungen Barbier, Chirurg und Wundarzt gleichbedeutend¹. Die Barbieri unterstanden als Handwerker dem Zunftzwang und durften ihren Beruf nur ausüben, wenn sie im Besitz einer Barbierstubengerechtigkeit waren. Neben der niederen Chirurgie (Aderlassen und ähnliches), die sie meist im Auftrag von Ärzten ausübten, behandelten sie alle äußeren Schäden, wie Geschwulste und Geschwüre, Verwundungen, Frakturen und Luxationen, wobei auch schwierige Operationen, wie z.B. Amputationen, in ihr Gebiet fielen. Der Bruch- und Steinschnitt war den Barbieren gestattet, wenn sie ein zusätzliches Zeugnis über die Erlernung dieser Operationen besaßen. Die Barbieri hielten sich jedoch bewußt von diesen risikoreichen Operationen zurück, weil in ihrem engen Lebenskreis schon ein einziger schwerer Mißerfolg, auch wenn er unverschuldet war, ihren Ruf und ihr Geschäft unweigerlich ruinieren mußte². Die Bader waren in Frankfurt von den Barbieren streng getrennt. Ihre chirurgische Tätigkeit ging über das Aderlassen nicht hinaus.

Die Medizinalordnung von 1612 („Reformation“) bringt im Kapitel über die Barbieri nur allgemeine Bestimmungen. Die Taxordnung für die Barbieri in den späteren Ausgaben der „Reformation“ führt die oben genannten Verrichtungen im einzelnen auf; es ist dabei nicht ein einziger Eingriff am Auge erwähnt³.

Den frühesten Hinweis auf Augenbehandlung durch die ansässigen Barbieri finden wir in einer Sammlung von Examensfragen mit dem Titel: „Fragstück der Wundtartzney auf welche hinfürter ein jeder angehend Meister des Barbierer Handtwercks all-

1. Wiegel (IV.87, S.1-9) gibt eine eingehende Darstellung der Stellung der Barbieri in Frankfurt auf Grund von Akten. Einiges Aktenstudium ergab den gleichen Befund.
2. Sehr bezeichnend geht dies aus einem Schriftsatz der Barbieri von 1718 hervor, den Wiegel (a.a.O., S.5 f.) wiedergibt.
3. Der Starstich findet sich vielmehr in der Taxe für die fremden Operateure, vgl. oben das Kapitel „Rechtsstellung der Oculisten“, S.18-25.

hie zu Franckfurt, soll wissen Rede und Anttwort zu geben, angefangen uff den Sontag der heyiligen Dreyfaltigkeit Anno Christi 1586."¹ Es sind darin 83 Fragen nebst den richtigen Antworten zusammengestellt. Die Frage Nr. 13 lautet: „Wann einer um eines oder beide Augen verwundet würde, wie wolltest du ihm helfen, sonderlich wenn ihm die Augen verwundet wären? – Antwort: Ich wollte ihm erstlich die Augen soviel möglich zurechtwenden, damit nicht das hinderste zu vorderst käme, ihm alsdann die Pulver, so zu den Verwundungen der Augen dienstlich sein, einstreuen; und auswendig überbinden ein oder etliche Eierklar mit einem Stück Alaun zu Schaum geklopft, daruntermischen Rosen- und Fenchelwasser, Milch von einer Frauen, so ein Kind säugt, und ein wenig Kampher, hierin wollte ich Tücher netzen und auflegen, das vertreibe alle Hitze und Geschwulst der Augen."² Mehr kommt in der Sammlung von Augenbehandlung nicht vor; wenn dies alles war, was von einem Barbier verlangt wurde, ist es wirklich sehr wenig³.

Ludwig von Hörnigk, den wir schon zitiert haben⁴, stellte rund fünfzig Jahre später in seiner „Politia medica“ ein wesentlich anspruchsvolleres Examensprogramm für Barbieri auf. Allerdings dürfen wir nicht vergessen, daß er sich gerade in der Augenheilkunde etwas mehr Kenntnisse bei den Barbieren wünscht, als wirklich vorhanden waren; besonders die jüngeren sollten sich mit diesem Fach mehr beschäftigen. Vielleicht hätten die meisten Chirurgen eine Prüfung nach Hörnigks Muster nicht bestanden. Die 22 Seiten umfassende Fragensammlung enthält, zum Teil verstreut zwischen anderen Themen, zahlreiche Fragen über

1. StA, Handwerkerakten, Sign. Ubg. C 51/C.
2. Geschlagenes Eiweiß mit Alaun bei Augenverletzung vgl. auch bei Bartisch, LV.3, fol.204 a. Zur Verwendung von Frauenmilch und Rosenwasser vgl. oben S.107 f.
3. In einer sehr ähnlichen süddeutschen Fragensammlung um 1580 (Herkunft unbekannt) in einer Handschrift der Königl.Bibl. Kopenhagen (vollst. Abdruck in: Johnsson, LV.40, S.129-42) findet sich bei den „Fragen so ein Wundartzzt Mayster werden will“ ebenfalls nur eine Frage, was bei Verletzung des Auges durch Schuß oder Schlag zu tun sei. Die Behandlung beschränkt sich laut Antwort auf instrumentelle Entfernung von Fremdkörpern, Zuheften der Wunde und Anlegen eines Verbandes.
4. Vgl. oben S.20-22.

das Auge und seine Behandlung. Nach einigen kurzen Fragen über die Anatomie des äußeren Auges heißt es:

„was zu tun, wann einer überzwerch über ein Auge gehauen und das Augbein mitsamt dem Auglid und dem Stern entzwei wäre? - wann aber das Auge auslief, was er tun wollte? - wann nach der Heilung ihm ein geilschwammicht Fleisch unter dem Auglid hervorwüchse, wie zu raten? - wann einem der Augapfel an das Auglid gewachsen wäre, wie solches Fleisch wiederum hinwegzubringen? - wann einem durch Fallen oder Stoßen das Hinterteil am Augapfel herfür gekehrt wäre, wie ihm zu helfen? - was zu tun, wann einer mit einem heißen Eisen ins Auge gestochen worden wäre? - was zu tun, wann einem Kalk oder heiß Pech in die Augen kommen wäre? - wie der Glanz der Augen zu behalten, obschon Durchschlechten¹ darinnen wären? - wie denen von Hitz und Flüssen roten Augen zu helfen? - woher die Felle über die Augen wachsen? - wie die Augenfelle zu vertreiben? - wie die Augen vor widerwärtigen Zufällen zu bewahren? - was zu tun, wann einem ein Musket, Büchs oder Rohr zersprungen also, daß ihm das Pulver die Augen und das Angesicht verbrannt hätte? - ...wie in den Wunden der Augen zu verfahren? - ob die Augenarzneien kalt oder warm gebraucht werden sollen? - warum alle Augenarzneien warmlecht gebraucht werden sollen? - was insbesondere bei den Augenpulvern zu merken? - wie dem unnatürlichen Fleisch, so an das Häutlein (Adnata genennet) gewachsen, zu steuern? - was für Mittel zu den alten Augenflüssen die besten? - was für ein Unterschied unter den Augengeschwüren sei? - ...wie die Fisteln bei den Augen zu heilen? - ...wie Augenpulver und Pulver für die Felle der Augen zu bereiten?“²

Hörnigk weist damit alle äußeren Erkrankungen des Auges, vor allem die Verletzungen und ihre Folgen, in den Arbeitsbereich des Barbiers; die Erblindung dagegen und ihre Ursachen, soweit sie mehr verborgener Art sind, streift er nur flüchtig. Selbst wenn die Barbieri seiner Zeit auf alle diese Fragen eine Antwort gewußt hätten, wären die Oculisten nicht überflüssig geworden, zumal Wissen noch nicht gleich Können bedeutet. Die Behandlung chronischer Augenleiden, z.B. der Tränenfistel, war eine äußerst undankbare Aufgabe. Die Staroperation erforderte eine sichere Hand, eine ausgefeilte Technik, vor allem aber Mut und die Bereitschaft, ein Risiko einzugehen. Gerade diese konnte aber, wie schon ausgeführt, bei den Barbieren nicht vorhanden sein. So ist es nicht zu verwundern, daß solche Ku-

1. Durchschlechten = Pocken, vgl. J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, 2 (Lpz.1860), Sp.1667.
2. Hörnigk, IV.33, S.118,126,127,130,138 u. 139. Das Buch enthält auch eine entsprechende Sammlung für Apotheker und Hebammen.

ren in der Praxis den Oculisten überlassen blieben, die dank ihrer Lebensweise, und vermutlich auch durch ihr Naturell, von solchen Überlegungen nicht beeinträchtigt wurden. Da die Oculisten nur zweimal im Jahr etwa einen Monat lang da waren, fielen in der Zwischenzeit alle akuten Fälle natürlich den Barbieren zu. Man hat allerdings den Eindruck, daß sie außer dem Auflegen von Umschlägen und Einblasen von Pulvern nicht viel zu unternehmen wußten und alles weitere der Natur überließen.

Eine „silberne Augenspritze nebst einigen goldenen Tubis“¹ wurde 1752 zusammen mit verschiedenen chirurgischen, anatomischen geburtshilflichen Instrumenten aus einem Nachlaß zum Verkauf angeboten.² Der ehemalige Eigentümer war leider nicht zu ermitteln.

Konkrete Fälle von Augenbehandlung durch Frankfurter Barbieren konnte ich nicht finden. Der Frankfurter Arzt Johann Christian Ehrmann bringt unter seinen „Medizinischen Böcken“ folgenden Fall: „Ein solcher Mensch ein Barbier blies einst bei einer trockenen Augenentzündung Bleizucker ins leidende Auge und gab dadurch Veranlassung zu Entstehung eines Staphylooms“.³ Gegen Ende des 18. Jahrhunderts führten die Barbierchirurgen in Frankfurt auch schwierigere Operationen, wie den Bruchschnitt, aus.⁴ Das Urteil der Ärzte fiel recht verschiedenen aus. Behrends schrieb 1771: „Ich wüßte keine manual Verrichtung, der sie sich nicht mit Nachdruck und gutem Erfolg unterziehen könnten“,⁵ dagegen Ehrmann 1801: „Ein gelehrter und brauchbarer Wundarzt ist unter dieser Classe rara avis; sucht man solche, so findet man sie beinahe nur unter den Ärzten“.⁶ In der Medizinalordnung von 1810 finden sich, wie be-

1. Die Augenspritze wurde vornehmlich, z.B. auch von Bartisch, zum Herausspülen von Fremdkörpern verwendet.
2. Vgl. FAN 14.Okt.1752.
3. Vgl. Ehrmann, LV.14, S.99. Im Kapitel „Chirurgischer Unverstand“ bringt er viele Fälle, die aber vermutlich nur zum kleinsten Teil in Frankfurt beobachtet wurden.
4. Vgl. Wiegel, LV.87, S.5, und QV.13, S.84.
5. Vgl. Behrends, LV.4, S.243.
6. Vgl. Ehrmann, a.a.O., S.97.

reits im Kapitel über die Rechtsstellung der Oculisten ausgeführt wurde, die Gebühren für die augenärztlichen Leistungen in der Wundarzttaxe, die für die in der Wundarznei geprüften Ärzte und Barbieri gemeinsam gültig war.

B. Die Ärzte.

Die Medizinalordnungen geben über Einzelheiten der ärztlichen Tätigkeit keinen Aufschluß, und zwar weder die allgemeinen Bestimmungen noch die Gebührenordnungen, da das Honorar nicht nach Einzelleistungen, sondern nach Besuchen oder bei längerer Behandlung pauschal berechnet wurde. Den Ärzten wurde stets über alle anderen Heilberufe eine absolute Autorität eingeräumt; die Barbieri und die Schnitt- und Augenärzte hatten sich in zweifelhaften Fällen und vor schwierigen Eingriffen der Zustimmung eines Arztes zu versichern¹. Selbstverständlich erstreckte sich diese Autorität auch auf die Behandlung von Augenkrankheiten, selbst wenn ein Oculist in Wirklichkeit vielleicht mehr davon verstand.

Die erste seiner „Medicinischen Wahrnehmungen“ machte Lorenz Heister im Jahre 1700 als Siebzehnjähriger in Frankfurt². Ein vierjähriger Knabe hatte eine starke Entzündung beider Augen, so daß er die Augen fast nicht aufmachen und nicht ins Helle sehen konnte. Die Eltern zogen den damals „vornehmsten“ Arzt in Frankfurt, Eberhardt genannt Schwind³, zu, der das Kind acht Tage lang mit Medikamenten innerlich und äußerlich behandelte. Es trat jedoch keine Besserung ein; man begann vielmehr zu fürchten, das Kind möchte blind werden. Da verordnete Dr. Eberhardt ein talergroßes Spanischfliegenpflaster, das auf eine rasierte Stelle „auf den Wirbel des Kopfes“ gelegt wurde. Über Nacht stellte sich Besserung ein, nach drei Tagen waren alle Entzündungszeichen verschwunden und der Junge sah wie zuvor.

1. Vgl. oben S.19.

2. Vgl. Heister, LV.28, 1, S.1 f.

3. Conrad Hieronymus Eberhardt, gen. Schwind (1653 - 1744), seit 1683 Arzt in Frankfurt, 1699 Deputierter im Sanitätsamt, war mehrmals älterer Bürgermeister. Heister erinnert sich besonders an seinen Garten, in dem er fremde kostbare Gewächse hatte (vgl. Kallmorgen, LV.45, S.252).

Heister schließt den Bericht: „Dieses Mittels habe ich mich nachher in meiner Praxi vielfältig in solchen Zufällen bedient, und sehr oft guten Nutzen davon gespüret.“

Der junge Frankfurter Arzt Christoph le Cerf¹ beteiligte sich, als er sich gerade erst niedergelassen hatte, an dem Streit um den Sitz des Stares, indem er 1717 und 1719 die Steitschriften von Woolhouse², der die alte Theorie vom häufigen Star gegen Brisseau, Antoine Maitre-Jean und Heister hartnäckig verteidigte, auf seine Kosten und mit einer eigenen Einleitung herausgab³. Lorenz Heister nahm sich in seinen Erwiderungen⁴ auch den „Cervus vel servus Wolhusii“ kurz vor; er scheine von Woolhouse bestochen zu sein. Le Cerf antwortete mit einer eigenen kleinen Streitschrift⁵. Dieser rein akademi-

1. Christoph le Cerf (1696 - 1755), Sohn eines aus Frankreich eingewanderten Arztes, war seit 1717 als Arzt in Frankfurt tätig. Er war später Physicus, ab 1744 Physicus primarius. Vgl. Kallmorgen, LV.45, S.336; Stricker, LV.82, S.293 f. und Sticker, Art. le Cerf, in: Hirsch-Gurlt, LV.30, 3, S. 709 f. Hirschberg schildert den folgenden Vorgang in allen Einzelheiten, vgl. Hirschberg, LV.31, 13, S.392-95 und 401-404.
2. John Thomas Woolhouse, lebte zwischen 1650 und 1730, berühmter und geschickter Augenarzt, der sich aber zugleich den Ruf eines Charlatans erworben hat, vgl. Hirschberg, LV. 31, 13, S.385-396, und Pagel in: Hirsch-Gurlt, LV.30, 2, S.994.
3. „Dissertations scavantes et critiques de Monsieur de Woolhouse...sur la cataracte et le glaucome de quelques modernes et principalement des Messieurs Brisseau, Antoine et Heister“. Hrsg. v. Chr. le Cerf, Offenbach o.J. (1717), und: „Clarissimi Woolhousii...dissertationes ophthalmicae de cataracta et glaucomate, contra systema sic dictum novum D. Brissaei, Antonii et Heisteri“, aus dem Französischen übers. v. Chr. le Cerf, Frankfurt a.M. 1719 (Zit. nach Hirschberg, LV.31, 13, S.433).
4. In den „Vindiciae sententiae...adversus ultimas animadversiones...Wolhusii“, Altdorf 1719, sowie zwei Streitschriften, eine davon unter dem Titel: „Sinceri Fidelis kurze Critique über des Oculisten Woolhouse...Lügen und Schand-schriften“, Leipzig 1719. (Zit. nach Hirschberg a.a.O.).
5. „Am Licht besehene Staar- oder kein Haarwerthe Pasquillanische Critique, welche letzthin von einem verkappten Fidelis Sincerus D. wider Herrn von Woolhousen, des berühmten Parisischen Ophthalmiatri, an Tag gegebene Schrifften und andere rechtschaffene Leut auf kurtzen Füßen hervorgesprochen...eylfertig wieder heimgeschicket“. Frankfurt a.M. 1719 (Zit. nach Stricker, Art. le Cerf, in: Hirsch-Gurlt, LV.30, 3, S.709 f.).

sche Streit läßt keinen Schluß darauf zu, inwieweit sich le Cerf in der Praxis mit der Augenheilkunde beschäftigte. Immerhin hatte er in seiner Studienzeit in Paris Woolhouse beobachtet und vermutlich auch einiges bei ihm gelernt.

1734 behandelten mehrere Ärzte in Frankfurt den jungen Bürgerssohn C. Passavant, der später von Taylor so 'übel zugerichtet wurde', an seiner hartnäckigen Augenentzündung, ohne eine Besserung erzielen zu können¹.

Am Neujahrstag 1765 mußten der Primarius Gladbach und der Senior der Geschworenen eine amtliche Besichtigung vornehmen. Dem Bäckerlehrling J.A. Rühle war durch eine Fensterscheibe ins Gesicht geschossen worden. Im Protokoll vermerkte Gladbach den Befund: Im ganzen Gesicht fanden sich vom Glas kleine Hautritze. „Beide Augendeckeln sind geschwollen und schließen die Augen zu. In der Tunica albuginea beider Augen sind die Vasa sanguifera von Geblüte sehr aufgetrieben und rot, jedoch im rechten, das durch die Blattern alschon gänzlichen im Sehen unbrauchbar gemacht worden, mehr als im linken, und ist dieses im Sehen nicht beschädiget, indeme die tunica cornea transparent, und der Patient die vorgezeigte objecta daraus erkennen kann". Die Gutachter kommen zu dem Schluß, „daß vulneratus weder am Leben, noch am Sehen, Gefahr laufen werde".²

1776 befaßte sich das Sanitätsamt auf eine Anzeige des Dr. Behrends hin mit einem Fall von Kurpfuscherei. Ein Konstabler namens Wickeler sollte einen Tagelöhner, der ein venerisches Leiden hatte, durch eine allzu drastische Quecksilbersalbenkur umgebracht haben. Die Sektion in Beisein sämtlicher Physici und Geschworenen bestärkte den Verdacht. Außerdem fand sich das rechte Auge vollkommen zerstört. Im Verhör leugnete Wickeler die Salbenkur ab, gab aber zu, den Mann an einem schadhaften Auge kuriert zu haben; es sei ein wildes Gewächs gewesen. Auf die Frage, wie er das verantworten wolle, redete er sich damit heraus, die Ehefrau habe ihm sehr angelegen, auch sei es ihm niemals förmlich verboten worden, außerdem kurierten auch der Maurer Ziegler und der Pferdearzt Fuchs täglich, und er kuriere ja auch nur äußerlich mit Pflastern. Die Ehefrau des Ver-

1. Vgl. oben S.49.

2. Bes.Prot. B, S.128 f. (1.Jan.1765).

storbenen bestätigte die Aussage, er habe nur das Gewächs, „so ganz wild und geschwollen gewesen“, kuriert, so daß man ihm nicht viel anhaben konnte. Den drei Pfüschern wurde lediglich die Praxis verboten: Frau und Kind des Verstorbenen, die er mit seiner venerischen Krankheit angesteckt hatte, wurden auf Kosten der Stadt kuriert. Übrigens hatte auch ein Arzt, Gaudelius d. Ä., den Patienten einige Zeit wegen des Auges in Behandlung, allerdings erst, als es schon nicht mehr zu retten war¹.

Zwei Fälle von Augenbehandlung durch den Frankfurter Fraktiker Johann Philipp Burggrave (1700 - 1775)² finden sich unter den 99 Fällen, die nach seinem Tode von einigen Kollegen³ bearbeitet und unter dem Titel „Auserlesene medizinische Fälle und Gutachten“ herausgegeben wurden, und zwar: „Ein schwarzer Staar bei einem Greisen“⁴ und „Eine Geschwulst an dem äußeren Augenwinkel“⁵. Bei dem ersten Fall handelte es sich um einen 71-jährigen Mann sanguinisch-cholerischen Temperaments, ein Weintrinker und ziemlich dick, der sich, von Podagra und Hämorrhoiden abgesehen, noch recht guter Gesundheit erfreute. Im Anschluß an ein eintägiges Fieber mit starkem Schweißausbruch stellte sich allmählich ein Nachlassen der Sehkraft ein, und zwar ohne Schmerzen und ohne sichtbare Veränderungen an den Augen. Am besten sah er noch kurz nach dem Aufstehen. Er war bereits von mehreren Ärzten ohne jeden Erfolg behandelt worden und sah schließlich fast nichts mehr. Erst jetzt wurde auch ein Fleck (macula) in beiden Pupillen bemerkt. Burggrave meinte, es handle sich um „amaurosis“ und „suffusio“ zugleich, also schwarzen Star verbunden mit grauem Star. Der Fieberanfall habe zähe und verdorbene Säfte zunächst in die Umgebung der Sehnerven, dann auch in die feinen Arterien, die

1. MA 18, fol.242-244 (Senatsbeschluß und Sektionsprotokoll vom 10.Juni, Sanitätsamtsprot. vom 12.Juni 1776). Zu Gaudelius vgl. Kallmorgen, LV.45, S.274.
2. Derselbe, der 1750 Taylor das Zeugnis ausgestellt und 1775 Jung-Stilling empfangen hatte, vgl. oben S.50 und S.63.
3. den jungen Hansauer Ärzten Jassoy und Müller unter Aufsicht von Oberhofrat Kämpf, vgl. Burggrave, LV.8, Vorbericht.
4. Burggrave, LV.8, S.67-69 (lateinisch).
5. Ebenda, S.344-349 (deutsch).

das Augeninnere versorgen, hineingetrieben. Zur Sicherung der Diagnose empfiehlt er dem behandelnden Arzt, er solle beide Augen bei geschlossenen Lidern sanft reiben, dann die Augen schnell öffnen lassen und die Pupillenreaktion beobachten¹. Die Prognose beurteilt er sehr ungünstig: wenn schon jedes der beiden Leiden im jugendlichen Alter sehr schwer zu heilen sei, könne man sich leicht denken, wieviel Hoffnung bei einem Siebzigjährigen mit beiden zugleich übrigbleibe. Für die Behandlung empfiehlt er „revellentia“² und „attenuantia“³. Er schreibt ein Rezept für abführende Pillen und einen zusammengesetzten, im wesentlichen harntreibenden Tee auf, es soll je nach Kräften des Patienten zur Ader gelassen werden, und jeden Morgen soll man Nacken und Scheitel mit einem wollenen Tuch kräftig reiben. Bei dem zweiten Fall handelte es sich um eine bohngroße, rötliche, nicht schmerzhaftige Geschwulst am äußeren Augenwinkel. Burggrave erklärt sie in seinem Gutachten für eine „Geschwulst der kleinen Blutgefäße“, die durch Aussetzen des gewohnten Aderlasses entstanden sei. Er empfiehlt als allgemeine Maßnahme eine fleischlose und salzarme Kost. Der Patient solle stets für offenen Leib sorgen, lokal solle man „emplastrum griseum“ auflegen und das Lid von innen mit Kalkwasser bestreichen. Bei ausbleibendem Erfolg müßte aber doch mit Höhlenstein geätzt oder geschnitten werden. Ein mitabgedrucktes Gutachten eines Dr. Cappel aus Aachen fordert baldige Ausschneidung, ein anderes von Prof. Brendels zu Göttingen schlägt eine rein konservative Behandlung vor.

Auch bei dem Fall des Barons von Wallbrunn im Jahre 1800⁴, den schließlich der Oculist Lefebure übernahm, waren mehrere Ärzte konsultiert worden, die sich über die Art der Behandlung nicht einigen konnten.

1. Die Unbeweglichkeit der Pupille galt als Beweis für den schwarzen Star, vgl. Dictionaire, LV.10, 1, S.403 und 4, S.302 f. und oben S.83.
2. revellentia: Mittel, welche die Säfte abziehen, „als Aderlassen, Laxiermittel, Fontanelle, Haarseile und dergleichen“, vgl. Woyt, LV.88, Sp.1948.
3. attenuantia: Mittel, „welche die zähen Humores wiederum fließen machen“, vgl. ebenda Sp. 268.
4. Vgl. oben S.82 f.

Mit diesen wenigen Beispielen ist bereits alles, was ich über Augenbehandlung durch Frankfurter Ärzte und Chirurgen vor 1800 finden konnte, aufgezählt. Ein quantitativer Vergleich mit dem umfangreichen Material, das über die Oculisten vorliegt, ist natürlich nicht möglich, da die Arbeit eines Arztes oder Chirurgen naturgemäß viel weniger oder keine Spuren hinterlassen hat. Es entsteht der Eindruck, daß die Ärzte weder große Erfolge noch ein besonderes Zutrauen zu ihrer Behandlung hatten. Ziemlich sicher ist, daß nicht ein einziger von den Ärzten oder Barbierchirurgen in Frankfurt vor 1800 eine Augenoperation ausgeführt hat.

Ausblick auf die weitere Entwicklung der Augenheilkunde in Frankfurt nach 1800.

Im Jahre 1812 wurde in Frankfurt die „Medizinisch-Chirurgische Spezialschule“ eröffnet¹. Sie sollte als ein Teil der von Dalberg geplanten Hochschule für das Großherzogtum Frankfurt² auf dem Grundstock der Senckenbergischen Stiftung aufgebaut werden. Neun Frankfurter Ärzte waren an der Schule als „Professoren“ angestellt, Direktor war Karl Wenzel³. In der Augenheilkunde sollte Christian Friedrich Bayrhammer⁴ als Privatdozent lesen; er starb jedoch bald nach der Eröffnung der Schule im Alter von 30 Jahren. Die Schule, die sich der Gunst der Frankfurter nie erfreut hatte, bestand nur etwa ein Jahr. Sie wurde nach dem Abzug der Franzosen durch Ratsbeschluß wieder abgeschafft.

Unabhängig von solchen hochfliegenden Plänen entwickelte sich die Augenheilkunde in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auch in Frankfurt zu einem Fach, das die Aufmerksamkeit auf sich zog und schließlich auch die Anerkennung und finanzielle Unterstützung durch die Frankfurter Bürger fand. Der Anstoß dazu ging von einzelnen Ärzten aus, die sich des noch unerschlossenen Faches aus persönlicher Neigung in ihrer Praxis oder auf wissenschaftlichem Gebiet annahmen.

Der berühmte vielseitige Gelehrte Samuel Thomas Soemmerring⁵ hatte ein besonderes Interesse an der Anatomie des menschlichen Auges; so hat er z.B. 1795 die macula lutea erstmals be-

1. Der offizielle Name lautete: „Großherzogliche Medizinisch-Chirurgische Schule in Frankfurt“, vgl. Jung, LV.43, S.65.
2. Die Fakultäten sollten unter Ausnutzung bereits vorhandener Einrichtungen auf die verschiedenen Städte des Großherzogtums (Aschaffenburg, Fulda, Wetzlar) verteilt werden, vgl. Jung, LV.43.
3. Vgl. Kallmorgen, LV.45, S.446 f. und Stricker, LV.82.
4. Bayrhammer (1783-1813) hat 1812 eine Schrift über das epidemische Kindbettfieber herausgegeben. Vgl. Kallmorgen, LV.45, S.218 und Stricker, LV.82, S.251.
5. S. Th. Soemmerring (1755-1830), vgl. Jännicke in: Allg. D. Biogr. 34, S.610-15, Stricker in: Hirsch-Gurlt, LV.30, 5, S.329-31, Stricker, LV.82, S.331-34, und Kallmorgen, LV.45, S.416 f.

schrieben¹. Seit 1784 Professor der Anatomie und Physiologie in Mainz, heiratete er 1792 die Tochter eines Frankfurter Bürgers² und übersiedelte 1797 ganz nach Frankfurt, wo er sich als praktischer Arzt niederließ. 1801 erschienen in Frankfurt seine „Abbildungen des menschlichen Auges“³, ein grundlegendes Werk und bis zur Mitte des Jahrhunderts die bedeutendste und genaueste Darstellung des Auges. Die acht im Text ausführlich erläuterten Tafeln mit zahlreichen Figuren, in doppelter Ausführung als Umrißzeichnung und schraffiert, sind von einer bewundernswürdigen Feinheit. Soemmerring hat auch eine Schrift von Lichtenberg, der weniger als Physiker, um so mehr aber durch seine Satiren und geschliffenen Epigramme bekannt geworden ist⁴, mit eigenen Anmerkungen herausgegeben: „Über einige wichtige Pflichten gegen die Augen.“⁵ 1804 ging Soemmerring nach München und kehrte 1820 nach Frankfurt zurück, wo er 1830 hochgeehrt starb. Soemmerring hat sich auch als Arzt mit Augenkrankheiten befaßt und Augenkranken seinen Rat erteilt⁶. Sein Sohn, Wilhelm Detmar Soemmerring, der 1819 in Frankfurt seine Tätigkeit als praktischer Arzt begann⁷, zeigte eine starke Neigung zur Augenheilkunde. Er behandelte und operierte Augenkranke und stellte anatomische Untersuchungen an den Augen Verstorbener an. Schon seine Dissertation hatte er über diesen Gegenstand verfaßt: *De oculorum hominis anima*=

1. 1795 in den Göttinger Gel. Anz., vgl. Hirschberg, LV.31, 14/2, S.265.
2. Margaretha Elisabeth Grunelius.
3. Vgl. Soemmerring, LV.78.
4. Georg Christoph Lichtenberg (1742-99), vgl. W. Hess in: Allg. D. Biogr. 18, S.537 f.
5. Vgl. Soemmerring, LV.79. Hirschberg (LV.31, 14/1, S.526) charakterisiert den Inhalt als „einige von Menschenliebe überfließende, im ganzen nichtssagende Regeln zur Vermeidung der Überanstrengung des Auges“. Das Buch wurde unter Soemmerrings Namen allein angepriesen, z.B. die 5.Aufl. 1819 von Buchhändler Boselli, vgl. FAN 27.April 1819.
6. Dies geht aus seinen Anmerkungen in: Soemmerring, S. Th., LV.79, hervor.
7. Geb. 1793 in Frankfurt, gest. ebenda 1871. Er war später Administrator der Senckenbergischen Stiftung und im Vorstand der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft; er hat einiges aus dem Gebiet der Chemie veröffentlicht. Vgl. Kallmorgen, LV.45, S.416 und Stricker, LV.82, S.334.

liumque sectione horizontali. Göttingen 1818¹. 1828 veröffentlichte er seine Beobachtungen bei der Sektion von acht staroperierten Augen, die ihn zu dem Schluß führten, daß die Linse sich nach der Operation aus den Kapselresten teilweise wieder regeneriere². 1830 beschrieb er einen lebenden Cysticercus im menschlichen Auge³. Entdeckt und operiert hatte ihn allerdings der Frankfurter Praktiker Schott⁴, der seine Entdeckung selbst erst 1836 im Anhang seiner Schrift über die Nerven des Nabelstranges veröffentlichte⁵.

Augenoperationen führten auch die beiden Ärzte Salomon Friedrich Stiebel⁶ und Jakob Emden⁷ aus. Beide hatten bei je einem der von Wilhelm Detmar Soemmerring beschriebenen Fälle zuvor die Operation durchgeführt: Stiebel hatte bei einem starblinden Kind beidseitig die Keratonyxis vorgenommen, Emden hatte bei einem 73-jährigen beidseits die Linse rekliniert. Emden hat in seiner Dissertation ein neues Instrument zur Verbesserung der Methode der Bildung einer künstlichen Pupille beschrieben (Göttingen 1818)⁸. Themen aus der Augen=

1. Zit. nach Stricker, LV.82, S.334, vgl. auch Hirschberg, LV.31, 14/1, S.478.
2. Vgl. Soemmerring, W.D., LV.77. Eine eingehende Würdigung der Arbeit gibt Hirschberg, a.a.O., 14/2, S.394-98.
3. Vgl. Hirschberg, a.a.O., 14/2, S.311.
4. Johann Adam Christoph Schott (1805-1860), vgl. Kallmorgen, a.a.O., S.406.
5. Vgl. Schott, LV.75.
6. Stiebel war als Arzt in Frankfurt tätig von 1815 bis zu seinem Tod 1868, längere Zeit am jüdischen Fremdenhospital, ab 1845 am Kinderkrankenhaus. Er hat verschiedene medizinische und zoologische Schriften verfaßt. Vgl. Stricker, LV.82, S.337 f.
7. Emden (1796-1860) war ab 1823 in Frankfurt als Arzt, später am jüdischen Gemeindepital tätig. Vgl. Kallmorgen, a.a.O., S.258, Stricker, LV.82, S.266, Stricker in Hirsch-Gurlt, LV.30, 2, S.406 und Hirschberg, a.a.O., 14/2, S.400.
8. De raphiancistro, novo instrumento ad coremorphoseos methodum perficiendam. Göttingen 1818. (Zit. n. Stricker, in: Hirsch-Gurlt, LV.30, 2, S.406). Das Raphiankistron diente zur Iridenkleisis, d.h. zur Einklemmung eines hervorgezogenen Stückchens der Iris in der Wunde der Horn- oder Lederhaut, vgl. dazu Hirschberg, LV.31, 13, S.449. In Göttingen wirkten damals in der Augenheilkunde Karl Himly und Konrad Martin Langenbeck, vgl. ebenda 13, S.2 ff. und 32 ff.

heilkunde behandelten auch die sämtlich in Göttingen erschienenen Dissertationen der Frankfurter Ärzte Johann Friedrich Schalck (1809)¹, Aloys Clemens (1816)² und Adolf Reuß (1825)³ sowie die Dissertation von Moritz Ponfick, einem der Gründer der Armenklinik (Heidelberg 1832)⁴.

Zahlenmäßige Angaben über die Augenbehandlung durch Frankfurter Ärzte finden wir erstmalig in den Jahresberichten der Frankfurter Armenklinik⁵. Die Armenklinik wurde im Jahre 1834 von sechs Frankfurter Ärzten⁶ gegründet, zunächst nur als „ambulatorische Klinik“⁷, dann auch als „stationäre Klinik“, deren Bettenzahl am Ende des ersten Jahres 10 betrug⁸. Es wurden alle Patienten angenommen und die armen unentgeltlich mit Arzneien versorgt. Der Zweck der Gründung war außer der Hilfe für die Armen die Förderung des Wissens und der praktischen

1. De morbis conjunctivae chronicis. Göttingen o.J. (Zit. nach Stricker, LV.82, S.325).
2. Diss. in. med. sistens tunicae corneae et humoris aquei monographiam physiologico-pathologicam. Göttingen 1816. (Zit. nach Stricker, LV.82, S.258, vgl. auch Kallmorgen, LV.45, S.238).
3. Diss. in. anatomico-physiologica de systemate lentis crystallinae humanae. Göttingen 1825. (Zit. nach Stricker, LV.82, S.316).
Reuß wanderte 1834 nach Nordamerika aus.
4. Ex oculo signa. Frankfurt a.M. 1833. (Zit. nach Stricker, LV.83, S.314).
Ponfick hat auch Beiträge aus der Augenheilkunde für v. Ammons Monatsschrift f. Med., Augenheilk. und Chirurgie geliefert, vgl. Stricker, LV.82, S.314 und Kallmorgen, LV.45, S.374.
5. Vgl. Jahresberichte LV.37.
6. Friedrich Wilhelm Fabricius, Heinrich Hoffmann (der Verfasser des Struwwelpeter), Simon Moritz Ponfick, David Eduard Schilling, Adolf Johann Schmidt und Johann Georg Varrentrapp (vgl. Kallmorgen, LV.45, S.261, 303-305, 374, 399, 401 und 436 f.). Von keinem von ihnen ist bekannt, daß er sich vorwiegend in einem Spezialfach betätigt hätte; Hoffmann widmete sich später der Psychiatrie und der Pflege der Geisteskranken.
7. Eröffnung am 5.März 1834. Heute würde man die Einrichtung eine Poliklinik nennen.
8. Das Spital befand sich von Juli bis Dezember 1834 in der Stelzengasse, dann in der Meisengasse E 148. Bis 1838 wurde gleichzeitig noch die sogenannte „Poliklinik“ betrieben, d.h. die Ärzte besuchten auch Patienten in ihren Wohnungen.

Ausbildung der Gründer durch die enge Zusammenarbeit¹. Im 10. Jahresbericht heißt es: „Ganz besonders berücksichtigte die Mehrzahl der beteiligten Ärzte hierbei die höhere Chirurgie, von welcher sie damals erkannten, daß sie in unserer Vaterstadt noch nicht den Rang einnahm, welcher ihr, der in den letzten Decennien erlangten hohen wissenschaftlichen Ausbildung nach, gebührte. Hatten auch einzelne Ärzte sich bereits in diesem Fache großen Ruf erworben, so war doch unter dem Publikum noch vielfach die durch die frühere untergeordnete Stellung der Chirurgie begründete Meinung verbreitet, daß auf hiesigem Platze in der höheren und besonders operativen Chirurgie und Augenheilkunde nur wenig geleistet werden könne, und es wurde daher in wichtigen Fällen nicht selten zu auswärtigen Autoritäten² Zuflucht genommen“. Keine andere Klinik, heißt es weiter, habe eine ähnliche Zahl an Operationen aufzuweisen, neue Operationen seien in der Armenklinik zuerst in Frankfurt erprobt worden, und von vielen Kollegen sei anerkannt worden, daß die Armenklinik zur Ausbildung der Chirurgie in Frankfurt nicht unwesentlich beigetragen habe³. Die Behandlung von Augenkranken nahm von Anfang an einen breiten Raum ein. Durchschnittlich 12 -13 % der ambulant behandelten Patienten waren Augenkranke⁴. War eine Operation nötig, wurde der Patient stationär aufgenommen⁵. Im ersten Jahr (1834/35) wurde gleich die plastische Bildung eines Unterlides bei einem Manne vorgenommen; er wurde „gebessert“ entlassen. Eine Frau mit skrophulöser Augenentzündung

1. Die sechs Ärzte hatten die Arbeit nicht nach Fachgebieten aufgeteilt, sondern so, daß monatsweise einer das Spital und je einer in der Ambulanz die männlichen und die weiblichen Patienten versorgte; die anderen drei blieben in dieser Zeit frei. Vgl. Stricker, LV.82, S.162.
2. Stricker (LV.82, S.161) ergänzt in Klammern: „Balser, Chelius“. Maximilian Joseph Chelius (1794-1876), Chirurgieprofessor in Heidelberg, war der bedeutendste Vertreter der Augenheilkunde in Südwestdeutschland, vgl. Hirschberg, LV.31, 14/2, S.379-82. Georg Fr. Wilh. Balser (1780-1846) erwarb seinen Ruf hauptsächlich als Augenarzt, vgl. ebenda 14/2, S.402.
3. 10. Jahresbericht S.1 und 3.
4. Eine Aufstellung sämtlicher ambulant behandelten Fälle eines Jahres gibt der 7. Jahresbericht (1839/40), S.6.
5. aber auch andere, z.B. mit Ulcus corneae.

dung sowie drei Patienten mit Wimpernanomalien konnten geheilt entlassen werden. Im zweiten Jahr wurden 7 Augenpatienten stationär aufgenommen, in den folgenden Jahren jeweils um 15. Die Augenkranken machten etwa ein Fünftel aller stationären Patienten aus. Im 10. Jahresbericht konnte die Klinik auf eine ganze Anzahl von Augenoperationen zurückblicken¹: 57 Staroperationen (47 mit der Nadel, 10 Hornhautschnitte mit Ausziehung)², 8 Operationen des Entropiums, 10 des Ektropiums, 2 an Staphylomen, dreimal Pupillenbildung, zweimal plastische Lidbildung und 3 Schieloperationen³.

Nachdem die Öffentlichkeit erst einmal aufmerksam geworden war, folgten bald weitere Neugründungen, die von Frankfurter Bürgern durch Spenden und feste Beiträge finanziert wurden. Im Jahre 1837 beschloß die Generalversammlung der „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hilfswissenschaften“ die Errichtung einer Unterrichtsanstalt für Blinde⁴. Das Los der Blinden war bis dahin sehr schwer, da es für sie selten eine öffentliche Versorgung und kaum eine Möglichkeit zur Eingliederung in den Arbeitsprozeß gab, so daß sie vielfach auf Almosen angewiesen waren⁵. Die neue Blindenanstalt widmete sich nun der Erziehung bildungsfähiger blinder Kinder; 1843 kam eine Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde hinzu; Neubauten für die Anstalt wurden 1858 und 1873/74 errichtet.

Noch 1813 hatte Hegar⁶ anläßlich der Eröffnung seines

1. Vgl. 10. Jahresbericht, S.3.
2. Aus den einzelnen Berichten geht hervor, daß von den Staroperierten 11 ungeheilt entlassen wurden, und zwar 3 wegen gleichzeitigem schwarzen Star, 5 wegen nachfolgender Entzündung, bei 3 ist die Ursache nicht genannt. Einer wurde ohne Operation wieder entlassen.
3. Zu einem Fall mit Durchschneidung des geraden inneren Augenmuskels heißt es: „Auch dieser Fall bewies, wie gefahrlos und zweckdienlich diese noch wenig allgemeine Operationsweise zur Heilung des Schielens ist“ (6. Jahresber. S.8).
4. Vgl. Robert Diehl: Die Blindenanstalt. In: Spieß, LV.80, S.231-34.
5. Im 18. Jahrhundert waren die Bitten um Almosen besonders für Blinde in den FAN etwas alltägliches, vgl. z.B. noch FAN 19. Juli 1808.
6. Johann August Hegar, der Vater Alfred Hegars, vgl. Hirsch-Gurlt, LV.30, 3, S.118, und Hirschberg, LV.31, 14/2, S.401.

„Clinicum für in- und ausländische Augenkranke in Gießen auch im Frankfurter Intelligenzblatt Ärzte und Geistliche aufgefordert, ihm solche Kranken, bei denen eine künstliche Pupillenbildung noch möglich sei, zu schicken, damit nicht „mancher Blinde mit dem traurigen Glauben, es sei ihm nicht mehr zu helfen, in der Finsternis umherwandelt, dessen Augen dem Licht wieder geöffnet werden kann".¹ Mit der Gründung der Armenklinik war diesem Mangel im Prinzip bereits abgeholfen, nicht aber zahlenmäßig. Im Jahre 1845 entstand auf eine ganz ähnliche Weise wie die Armenklinik, nämlich in Zusammenarbeit einiger praktischer Ärzte, Frankfurts erste Klinik, in der nur Augenkranke behandelt wurden. Nach einem erfolgreichen Spendenaufruf konnten die Ärzte Ludwig Appia², Wilhelm Stricker³ und Gustav Passavant⁴ die „Augenheilanstalt" eröffnen, die schließlich bis 1942 bestanden hat⁵. Es folgten die Gründungen von weiteren kleineren Augenkliniken. 1861 errichteten Carl Ludwig Jung und Philipp Jakob Steffan je eine Privatklinik, Steffan zusätzlich noch eine kleine Armen-Augenklinik; 1878 folgte August Carl mit „Dr. Carl's Augen-Heilanstalt"⁶. Kallmorgen nennt als ersten Augenarzt in Frankfurt Steffan, der sich 1861 niedergelassen hat. Zu erwähnen sind noch das „ophthalmologische Kränzchen", das 1859 als erste lokale augenärztliche Vereinigung entstand⁷ und die erste

1. Vgl. FAN 9. April 1813.
2. Appia (1818-1898) hat sich besonders durch seine Mitarbeit an der Genfer Konvention einen Namen gemacht, vgl. Kallmorgen, LV.45, S.209.
3. Wilhelm Friedrich Karl Stricker (1816-1891) hat neben vielen anderen, vorwiegend medizinischen Schriften, auch eine grundlegende Geschichte der Medizin in der Stadt Frankfurt (Stricker, LV.82) verfaßt. Eine Würdigung Strickers als Augenarzt gibt Hirschberg, LV.31, 14/2, S.398-400.
4. Gustav Passavant (1815-1893), in Frankfurt an verschiedenen Krankenhäusern tätig, hat sich besonders auf plastische Operationen spezialisiert, vgl. Kallmorgen, a.a.O., S.369.
5. Vgl. Gustav Passavant: Frankfurter Augenheilanstalt. In: Spieß, LV.80, S.377-79 und Kallmorgen, a.a.O., S.94. (Beide enthalten z.T. falsche Jahreszahlen, vgl. Artelt, LV.1, S.281).
6. Vgl. A. Carl: Carl's Augenheilanstalt. In: Spieß, LV.80, S.382, und Ph.J. Steffan: Steffan'sche Augenheilanstalt. Ebenda S.380 f. Vgl. auch Kallmorgen, a.a.O., S.105 f. und Artelt, a.a.O., S.285.
7. Vgl. Artelt, a.a.O., S.285.

augenärztliche Schuluntersuchung in Frankfurt im Jahre 1871¹. So führt eine kontinuierliche Entwicklung bis zur Gründung der Städtischen Augenklinik im Jahre 1910, die dann 1914 Universitätsklinik wurde. Der erste Ordinarius für Augenheilkunde an der Medizinischen Fakultät in Frankfurt war Otto Schnaudigel. Sein Nachfolger wurde 1935 Rudolf Thiel.

1. Vgl. Gustav Krüger: Untersuchung der Schüler auf Kurzsichtigkeit. In: Spieß, LV.80, S.195.

Zusammenfassung.

Von der ersten Erwähnung eines Augenarztes bis etwa 1500 gab es in Frankfurt eine Reihe von teils christlichen, teils jüdischen Augenärzten und Augenärztinnen, die vermutlich als unstudierte Praktiker ihre Kunst im Umherziehen ausübten.

In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts entstand allmählich die Medizinalordnung für die freie Reichsstadt Frankfurt, die mit geringfügigen Abänderungen bis 1810 gültig blieb. Sie teilte den Ärzten in Fragen der Augenbehandlung die absolute Autorität zu. In der Praxis hielten sich die Ärzte von den Augenleiden weitgehend zurück. Ihre Therapie war rein konservativ und daher in vielen Fällen von vornherein wenig erfolgversprechend. Weder die Ärzte noch die ansässigen Barbierchirurgen führten Augenoperationen aus. Den Barbierchirurgen oblag der chirurgische Anteil der Therapie, wie der Aderlaß und das Anlegen von Pflastern und Verbänden sowie die erste Versorgung bei Verletzungen an den Augen. Den weitaus größten Anteil an der Augenbehandlung hatten die fremden Augenärzte oder Oculisten. In der Medizinalordnung wurden sie, mit den Bruch- und Steinschneidern als „Schnitt- und Augenärzte“ zusammengefaßt, als sozial vollwertiger Stand anerkannt. Bis in 18. Jahrhundert hinein waren die Oculisten in der Regel zugleich Allgemeinoperateure; in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts waren es jedoch vorwiegend Spezialisten, die sich nur mit Augenkrankheiten befaßten. Außer den eigentlichen Oculisten gab es eine große Zahl von herumziehenden Heilkünstlern, die vom Verkauf von Geheimmitteln lebten. Einige unter ihnen hatten sich auf Augenmittel spezialisiert, während die meisten solche nur neben vielen anderen Medikamenten führten. Schließlich war die Augenbehandlung im 18. Jahrhundert ein bevorzugter Gegenstand der Laienmedizin und der Kurfuscherei. Der freie Handel mit geheimen Arzneimitteln, der im 18. Jahrhundert sehr verbreitet war, blühte besonders auf dem Gebiet der äußerlich anzuwendenden Augenmittel in außergewöhnlichem Umfang.

Die Oculisten, von denen etwa die Hälfte Ausländer waren und deren Reisen sich oft über sehr große Entfernungen erstreckten, kamen nach Frankfurt gewöhnlich zu den Messen im

Frühjahr und im Herbst und blieben im Durchschnitt drei Wochen da. Für das 18. Jahrhundert läßt sich nachweisen, daß fast in jedem Jahr wenigstens ein Oculist, oft aber mehrere zur gleichen Zeit, sich in der Stadt aufhielten. Die Oculisten waren die einzigen, die den Starstich, im wesentlichen aber nur diesen, ausführten. In dieser Hinsicht war ihre Zahl sicher mehr als hinreichend zur Versorgung der Bevölkerung der Stadt und der ländlichen Umgebung. Gegenüber anderen Orten stellt Frankfurt insofern eine Ausnahme dar, als seine beiden Messen und seine verkehrsmäßig günstige Lage den Oculisten einen zusätzlichen Patientenkreis verschafften. Außerhalb der Messezeiten und abgesehen von der immerhin in gewissem Maße aussichtsreichen Staroperation dürfte die augenärztliche Versorgung in Frankfurt im 18. Jahrhundert die denkbar schlechteste gewesen sein.

Der Typ des Oculisten war ganz uneinheitlich. Er umfaßte zahlreiche Spielarten vom primitiven Starstecher über den gerissenen Hochstapler bis zum auf Augenoperationen spezialisierten approbierten Arzt. Dementsprechend verschieden waren auch ihre Leistungen. Klagen oder Beschwerden über Mißerfolge wurden in Frankfurt nur selten laut; die Mißerfolge wurden offenbar als in der Natur der Sache liegend stillschweigend hingenommen. Irgendwelches Lob der Oculisten hört man nur aus ihrer eigenen Reklame. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts findet man einige wenige Oculisten, meist Ärzte mit akademischem Grad, die sich durch ihre Tätigkeit die lobende Anerkennung der Frankfurter Ärzte erwarben.

Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts fanden sich in Frankfurt Ärzte, die sich Augenoperationen zutrauten. Die Oculisten wurden bereits 1810 von der neuen Medizinalordnung völlig ignoriert, und zehn Jahre später sind sie auch tatsächlich nicht mehr anzutreffen. In dieser Zeit begannen einige junge Frankfurter Ärzte, sich praktisch und wissenschaftlich in der Augenheilkunde zu betätigen. Aus ihrer Zusammenarbeit entstand zunächst die Armenklinik, in der schon in größerem Umfang Augenranke behandelt wurden. Mit der Gründung der ersten Augenklinik in Frankfurt im Jahre 1845 begann auch für Frankfurt die rasche Entwicklung der Augenheilkunde zu dem selbständigen Fach, wie wir es heute kennen.

Literaturverzeichnis.

1. Artelt, Walter: Frankfurter Augenheilkunde in geschichtlicher Sicht. Klin.Mbl.Augenheilk. 138 (1961) S.269-85.
2. Bader, Alfred: Die Entwicklung der Augenheilkunde im 18. und 19. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz. Basel 1933.
3. Bartisch, Georg: Augendienst. Dresden 1583.
4. Behrends, Johann Adolph: Der Einwohner in Frankfurt am Main in Absicht auf seine Fruchtbarkeit, Mortalität und Gesundheit geschildert. Frankfurt a.M. 1771.
5. Belli, geb. Gontard, Maria: Leben in Frankfurt am Main. Auszüge der Frag- und Anzeigungsnachrichten. Bd. 1 - 10. Frankfurt a.M. 1850/51.

Biographie générale siehe Hoefer.
Biographie médicale siehe Jourdan.
6. Bothe, Friedrich: Geschichte der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt a.M. 1913.
7. Buchner, Eberhard: Ärzte und Kurpfuscher. Kulturhistorisch interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. München 1922.
8. Burggrave, Johann Philipp: Auserlesene medizinische Fälle und Gutachten. Frankfurt a.M. 1784.
9. Deneke, J. F. Volrad: Arznei- und Heilmittelwerbung in den Zeitungen des 18. Jahrhunderts. Ärztl. Mitt. 46 (1961) S. 717-20.
10. Dictionaire des sciences médicales, par une Société de médecins et de chirurgiens. Bd. 1 - 60. Paris 1812-22.
11. Diehl, Robert: Frankfurt am Main im Spiegel alter Reisebeschreibungen vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1939.
12. Dietz, Alexander: Frankfurter Handelsgeschichte. Bd. 1 - 4/1 u. 2, Frankfurt a.M. 1910-1925.
13. ders.: Frankfurter Nachrichten und Intelligenzblatt. Festschrift zur Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens. Frankfurt a.M. 1922.
14. [Ehrmann, Johann Christian]: Medizinische Böcke. Frankfurt a.M. 1801.
15. Eschenbach, Christian Ehrenfried: Bericht von dem Erfolg der Operationen des Englischen Oculisten, Ritter Taylors... Rostock 1752.

16. Esselborn, Karl: Dr. Eisenbart in Darmstadt. Volk und Scholle 2 (1927) S. 149-52.
17. Eulner, Hans-Heinz: Die Entwicklung der medizinischen Spezialfächer an den Universitäten des deutschen Sprachgebietes. Maschinenschriftl. Habilitationsschrift, Frankfurt a.M. 1963.
18. Feis, Oswald: Verhandlungen gegen eine Kurpfuscherin in Frankfurt a.M. aus den Jahren 1670 bis 1676. Westdt. Ärzteztg. 12 (1921) S. 474-76.
19. Fischer, Georg: Chirurgie vor 100 Jahren. Historische Studie. Leipzig 1876.
20. Fossel, Viktor: Bruchschneider, Lithotomen und Oculisten in früherer Zeit. Janus, Leiden 6 (1901) S. 636-40 und 7 (1902) S. 24-30.
21. de Francesco, Grete: Die Macht des Charlatans. Basel 1937.
22. Geist-Jacobi, George Pierce: Mittelalter und Neuzeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Heilkunde in Frankfurt am Main und der deutschen Zahnheilkunde. Berlin 1899.
23. von Grosz, Emil: Geschichte der Augenklinik Nr. 1 der königl. ungar. Universität in Budapest. In: Festschrift zur Feier des 60. Geburtstages von Max Neuburger = Internationale Beiträge zur Geschichte der Medizin, Wien 1928, S. 141-43.
24. Grotelfend, Hermann: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 10. Aufl. Hannover 1960.
25. Hampe, Theodor: Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit = Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, hrsg. v. Georg Steinhausen, Bd. 10, Leipzig 1902.
26. Heinsius, Wilhelm: Allgemeines Bücher-Lexikon. 1. Bd. Leipzig 1812.
27. Heister, Elias Friedrich: Besondere Nachricht wegen des... Oculisten D. Taylors und einer von Ihm verrichteten sehr merkwürdigen, aber höchst unglücklichen Augen-Cur, nebst andren dienlichen Nachrichten von diesem Oculisten. Helmstädt 1736.
28. Heister, Lorenz: Medicinische Chirurgische und Anatomische Wahrnehmungen. Bd. 1 u. 2, Rostock 1753 und 1770.
29. Helfreich, Friedrich: Zur Geschichte der Augenheilkunde an der Universität Würzburg. Zbl. Augenheilk. 36 (1912) S. 3-12.
30. [Hirsch, August, Hrsg.]: Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. Bd. 1 - 5 und Erg.Bd., 2. Aufl. Berlin u. Wien 1929-1935.

31. Hirschberg, Julius: Geschichte der Augenheilkunde. In: Graefe-Saemisch, Handbuch der gesamten Augenheilkunde, 2. Aufl, Bd. 12, 13, 14/1,2,3,4,5-7, 15/1 u. 2, Leipzig 1899-1912, Leipzig und Berlin 1914, Berlin 1915-1918.
32. Hoefer, J. Ch. T.: Nouvelle Biographie Générale. Bd. 1 - 46, Paris 1855 -1866.
33. von Hoernigk, Ludwig: Politia medica. Frankfurt a.M. 1638.
34. Hoffmann, Johann Michael: Unpartheyische Nachricht und Beurtheilung an das vernünftige Publicum, von dem berück-
tigten Tisserent und dessen sonderbahren Bemühungen,
Kröpfigte, Taube, Stumme, Bucklichte, Lahme, mit der fal-
lenden Suchte behaftete, u.a.dgl. mit seinen Händen zu
heylen. Frankfurt a.M. 1769.
35. Holländer, Eugen: Marktschreizettel von Georg Bartisch.
Reklame durch die Kanzel. Dtsch. med. Wschr. 43/2 (1917)
S. 1369 f.
36. James, Robert Rutson: Studies in the History of Ophthal-
mology in England prior to the Year 1800. Cambridge 1933.
37. Jahresbericht über den Zustand der Armenklinik. 1 (1834/
35) - 81 (1914/15), Frankfurt a.M. 1835-1915.
38. Jaussi, Ruth: Das Medizinische Institut in Bern (1797-
1805) = Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und
der Naturwissenschaften. Hrsg. v. E. Hintzsche, W. Rytz
und A. Schmid, Nr. 5, Bern 1944.
39. Johnsson, J. W. S.: Landfahrer in Dänemark. Janus, Lei-
den 20 (1915) S. 235-68.
40. ders.: Zur Kenntnis des Süddeutschen Examenswesens im
XVI. Jahrhundert. Janus, Leiden 15 (1910) S. 129-42.
41. [Jourdan, A. J. L.]: Dictionnaire des sciences médicales.
Biographie médicale. Bd. 1 - 7, Paris 1820-25.
42. Jung, gen. Stilling, Heinrich: Heinrich Stillings häusli-
ches Leben. 4. Aufl. Stuttgart 1828.
43. Jung, Richard: Frankfurter Hochschulpläne 1384-1866. Ar-
chiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 3. Folge Bd. 9
(1907) S.35-91 und Nachtrag S. 403-406.
44. ders.: Das Frankfurter Stadtarchiv, seine Bestände und
seine Geschichte = Veröffentlichungen der Historischen
Kommission der Stadt Frankfurt a.M., Bd.1, Frankfurt a.M.
1909.
45. Kallmorgen, Wilhelm: Siebenhundert Jahre Heilkunde in
Frankfurt am Main. Frankfurt a.M. 1936.
46. Körner, Hans: Die Würzburger Siebolds. Phil. Diss. Tübin-
gen 1955.

47. Kohlhaas, Johann Jakob: Nachrichten von den Medicinalanstalten in Regensburg, als Beitrag zur medicinischen Policei. Regensburg 1787.
48. Kopp, Arthur: Eisenbart im Leben und im Liede. Zschr. f. Kulturgesch., 3. Ergänzungsheft, Berlin 1900.
49. Kriegk, Georg Ludwig: Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Bd. 1, Frankfurt a.M. 1868.
50. ders.: Ärzte, Heilanstalten, Geisteskranke im mittelalterlichen Frankfurt a.M. Frankfurt a.M. 1863.
51. Krünitz, Johann Georg, et al.: Oekonomische Encyclopädie (v. Bd. 10 an: Oekonomisch-technologische Encyclopädie, 2. Aufl. Bd. 1 - 123, Berlin 1782-1813).
52. Lefebure, Guillaume René, Baron de Saint-Ildephont: Bewährtes Mittel, den verborgenen und offenen oder eiternden Krebs aus dem Grund zu heilen. Aus dem Französischen übersetzt von Georg Adam Junker. Straßburg 1775. - Idem Frankfurt a.M. und Leipzig 1776.
53. ders.: Le manuel des Femmes enceintes... . Paris 1777.
54. ders.: Bewährtes Mittel den verborgenen und offenen oder schwärenden Krebs aus dem Grund zu heilen. Aus dem Französischen übersetzt von Johann Gottfried Pfähler. Weimar 1784.
55. ders.: Recherches et decouvertes sur la nature du fluide nerveux... Paris und Frankfurt a.M. 1800.
56. ders.: Sichere und kurze Heilart aller Augenentzündungen, ...mit einer Darstellung der Eigenschaften und des Gebrauchs der Augensalbe. Aus d. Franz. übers. Leipzig 1800.
57. ders.: Über den schwarzen Staar, und die neuentdeckte Heilart desselben mittelst des Wasserstoffgas. Nebst einigen merkwürdigen Krankengeschichten. Aus d. Franz. übers. Leipzig 1801.
58. ders.: Theoretisch-praktische Abhandlung von der Augenentzündung und den verschiedenen daraus entstehenden Augenkrankheiten. Aus d. Franz. übers. Frankfurt a.M. 1802..
59. ders.: Histoire anatomique, physiologique et optique de l'oeil. Paris und Straßburg 1803.
60. von Lendsidel, Balthasar Schnurr: Schatzkammer Menschlicher Gesundheit. Teil 1 - 5, Frankfurt a.M. 1611.
61. von Lersner, Achilles Augustus: Der weltberühmten Freyen Reichs-, Wahl und Handelsstadt Frankfurt am Mayn Chronica... Frankfurt a.M. 1706
62. ders.: Nachgeholte, vermehrte und continuirte Chronica

der Freyen Reichs...Stadt Frankfurt am Mayn. Frankfurt a.M. 1734.

63. Meidinger, Heinrich: Frankfurts gemeinnützige Anstalten. Teil 1 u. 2, Frankfurt a.M. 1845-56.
64. Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften (v. Bd. 31 an: Mitt. z. Gesch. d. Medizin, der Naturwissenschaften und der Technik), begr. v. Karl Sudhoff, Bd. 1 - 40, Leipzig 1902-1943.
65. Mitzschke, [Paul]: Johann Andreas Eisenbart. In: Allg. Dtsch. Biogr. 48 (1904) S. 301-317.
66. Norrie, Gordon: Oculists in ancient times especially in Scandinavia. Janus, Leiden, 1 (1896/97) S. 227-42.
67. Orth: Abhandlung von den berühmten zween Reichsmessen so in der Reichsstadt Frankfurt am Main jährlich gehalten werden... Frankfurt a.M. 1765.
68. Quérard, J.-M.: La France Littéraire, ou dictionnaire bibliographique..., Bd. 5, Paris 1833.
69. Richel, Arthur: Dr. Eisenbart auf der Frankfurter Messe. Frankfurter Zeitung 1911, Nr. 100.
70. ders.: Stadtbibliothek Frankfurt am Main. Katalog der Abteilung Frankfurt. Bd. 2, Frankfurt a.M. 1929.
71. Sasse, Carl Hans: Geschichte der Augenheilkunde in kurzer Zusammenfassung = Bücherei des Augenarztes, hrsg. v. Rudolf Thiel, Heft 18, Stuttgart 1947.
72. Schelenz, Herrmann: Bruchkräuter. Pharmazeutische Ztg. 49 (1904) S. 946.
73. Schiferli, Rudolf Abraham: Theoretisch-praktische Abhandlung über den grauen Starr. Jena und Leipzig 1797.
74. Schönfeld, Walther: Frauen in der abendländischen Heilkunde... Stuttgart 1947.
75. Schott, Joh. Adam Christoph: Die Controverse Über die Nerven des Nabelstrangs und seiner Gefäße einer sorgfältigen Kritik unterworfen. Frankfurt a.M. 1836.
76. [von Schrötter, Friedrich, Hrsg.]: Wörterbuch der Münzkunde. Berlin und Leipzig 1930.
77. Soemmerring, Detmar Wilhelm: Beobachtungen über die organischen Veränderungen im Auge nach Staroperationen. Frankfurt a.M. 1828.
78. Soemmerring, Samuel Thomas: Abbildungen des menschlichen Auges. Frankfurt a.M. 1801.
79. [Soemmerring, Samuel Thomas, Hrsg.] : Georg Adams, J.-G.

- Büsch und Georg Christoph Lichtenberg: Über einige wichtige Pflichten gegen die Augen. 3. Aufl. Frankfurt a.M. 1797.
80. [Spieß, Alexander, Hrsg.]: Festschrift für Georg Varrentrapp zu seinem 50-jährigen Doktorjubiläum. Frankfurt a.M. 1881.
81. Sprengel, Kurt: Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde. 3. Aufl. Bd. 1 - 4 und 5/1 u. 2, Halle 1821-28.
82. Stricker, Wilhelm: Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt a.M. Frankfurt a.M. 1847.
83. ders.: Der Ritter Taylor. Ein Beitrag zur Geschichte der Augenheilkunde vor hundert Jahren. In: Beiträge zur ärztlichen Culturgeschichte, hrsg. v. W. Stricker, Frankfurt a.M. 1865.
84. [Taylor, John]: Supplement Zu einem zu Franckfurt den 10. Januar 1750 heraus gekommenen Werck,...Dessen Titul ist: Sammlung von Urtheilen der vornehmsten Academien von Europa über den beglückten Fortgang der Operationen des Herrn Johann Taylor... Frankfurt a.M. 1750.
85. Tissot, Simon André: Abhandlung von den Marktschreibern und Dorfärzten. Hrsg. v. Ernst Gottfried Baldinger, 2. Aufl. Langensalza 1769.
86. Wehrli, Gustav Adolf: Die Bader, Barbieri und Wundärzte im alten Zürich = Mitt. d. Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, 30, Heft 3, Zürich 1927.
87. Wiegand, Paul: Zahnärzte und Zahnbehandlung im alten Frankfurt am Main bis zum Jahre 1810 = Beiträge zur Geschichte der Zahnheilkunde, hrsg. v. Walter Artelt, Heft 2, München 1957.
88. Woyt, Johann Jakob: Gazophylacium Medico-Physicum, oder Schatzkammer Medicinisch- und natürlicher Dinge... 15. Aufl. Leipzig 1761.
99. Zimmermann, Johann Georg: Von der Erfahrung in der Arzneykunst. Teil 1 u. 2, Zürich 1763/64.

Namenregister.

	Seite:
Adeliger Oculist	<u>32 f.</u> , 102
Allgeyer	91 f.
Andrien	<u>37</u> , 101
Anonyme Oculisten	26, 32 f., 61, 69, 99
Appia	125
Balser	123
Bartisch	94, 112
Baumann	86
Bayrhammer	119
Behaghel	<u>93</u> , 96
Behrends	<u>58</u> , 79, 112, 115
Berting	69 f.
v. Boll	41 f.
Börne	88
v. Bruchwitz	92 f.
Burggrave	50, 63, 116 f.
Busch	55
Carl	125
Chelius	123
Cerf s. le Cerf	
Clausius	92
Clemens	122
Conrad v. Winsheim	26
Conti	<u>59 f.</u> , 102, 103
Comty s. Conti	
Costanzo	76, 101
v. Dalberg	<u>11</u> , 23, 119
Dick	61
Dumas	72
Eberhardt gen. Schwind	113
Ehrmann	92, 112
Eisenbart	17, <u>29-31</u> , 104, 105
Emden	121
Fabricius	122
Fasani	86
Febure s. Lefebure	
Fromm	34 f.
Fuchs	35
Füchslein	31 f.
Gattung	32
Gaudelius	116
Gehring	37, <u>55 f.</u>
Gehringin	<u>37-41</u> , 102, 103
Girault	<u>72</u> , 103
Gladbach	12, 70, 115
Goslar	74
Günther	<u>26-28</u> , 105
Haußhammer	62
Hegar	124 f.
Heister, E.	49
Heister, L.	16, 104, 113, 114
Herrlitzsch	33 f.

Hesselbach	12, 60 f.
Hette	<u>73 f.</u> , 92, 102, 103, 105
Hillmer	40, <u>43-47</u> , 102, 105
Hilmer s. Hillmer	
Hoffmann, H.	122
Hoffmann, J.A.	83, 92
Hörnigk	20-22, 110 f.
Huet	69
Jericho	<u>70-72</u> , 101, 102, 105
Jost	26
Jüdische Augenärzte	26
Jung	125
Jung-Stilling	<u>63-65</u> , 103, 105, 106
Jutzeler	<u>75 f.</u> , 101, 103
Kindleb	48
Kindlebin	42 f.
v. Kirschberg	92
Kohlhaas	24, 106
Kohn	98
le Cerf	36, <u>114 f.</u>
Lefebure	<u>76-86</u> , 102, 103, 105, 107, 117
Leinicker	87
Leo	12, <u>53-55</u> , 92, 102, 103, 105
Levantini	42
Lion	56
Lonicerus	18
Mack	26
Meiner(s)	47 f., 49, 103, 105
Melior	<u>87 f.</u> , 100, 101
Meyrin	60
Mittenzwey	56 f., 101
Molz	<u>36 f.</u>
Niedereggerin	57 f.
Passavant	125
Pellier d.V.	66
Pellier, G.	66, 68, 102
Pellier, J.	<u>65-69</u> , 101-103, 105
Ponfick	122
Rauck	12, <u>62 f.</u>
Regel	<u>28 f.</u> , 105
Reuß	122
de la Rivier	58, 102
Rivière	88, 101
Rivius	17
Rousset	69
Schäffer	44
Schalck	122
de Schette	62, 102, 103
Schiferli	<u>75</u>
Schilling	122
Schmidt	122
Schnaudigel	126
Schott	121
Schropp	92
Schwind s. Eberhardt	
de Sehette s. de Schette	

Serlin	26
v. Siebold	16, <u>86 f.</u> , 102
Soemmerring, S.Th.	119 f.
Soemmerring, W.D.	120 f.
Steffan	125
Stiebel	121
Stricker	10, 125
Strupp(ius)	18
Sutorius	29
Taddini s. Tadiny	
Tadiny	72 f., 102, 106
Taylor	<u>17, 48-53</u> , 63, 101-106
de la Terade	74 f., 102, 103
Thiel	<u>126</u>
Tisserend	61
Türkische Doktorin	42 f.
Varrentrap	122
Vogel	35 f.
Voyagant	<u>37</u> , 100
Waldmann	<u>36</u>
Wenzel	119
v. Wenzel	17, <u>58 f.</u> , 103, 104, 106
Wickeler	115 f.
Wiedemännin	29
Woolhouse	114 f.

Lebenslauf

Ich, Jost Helm, bin am 19. August 1936 als viertes Kind des Kinderarztes Dr. med. Otto Helm und seiner Ehefrau Annie, geb. Kipper, in Hanau am Main geboren. Ich besuchte die Grundschule in Hanau und die Hohe Landesschule, Realgymnasium für Knaben, in Hanau. In den Jahren 1956-1962 studierte ich Medizin, bis zum Physikum an der Philipps-Universität in Marburg an der Lahn, anschließend bis zum Abschluß des Staatsexamens am 14. März 1962 an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Als Medizinalassistent war ich an der Universitäts-Kinderklinik, am Bürgerhospital und am St. Markus-Krankenhaus in Frankfurt am Main tätig. Zur Zeit bin ich als Medizinalassistent am Städt Krankenhaus in Hanau am Main tätig.

Frankfurt, den 29.5.1964

Jost Helm

Verzeichnis meiner akademischen Lehrer:

Prof. Dr. R. Altmann	Innere Medizin
Prof. Dr. W. Amelung	Innere Medizin
Prof. Dr. W. Artelt	Geschichte der Medizin
Prof. Dr. H. Betke	Arbeits-hygiene
Prof. Dr. H.-G. Boenninghaus	Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde
Priv.doz. Dr. R. Frowein	Psychiatrie und Neurologie
Prof. Dr. M. Gänsslen	Innere Medizin
Prof. Dr. R. Geissendörfer	Chirurgie
Prof. Dr. Th. Graff	Ophthalmologische Optik
Prof. Dr. L. Heller	Frauenheilkunde
Prof. Dr. K. Herzberg	Hygiene
Prof. Dr. F. Hoff	Innere Medizin
Prof. Dr. P. Holtz	Pharmakologie
Prof. Dr. J. Jürgens	Innere Medizin
Prof. Dr. G. Kahlau	Pathologie
Prof. Dr. H. Kühne	Chirurgie
Priv.doz. Dr. E. Landes	Dermatologie
Prof. Dr. H. Lewin	Frauenheilkunde
Prof. Dr. R. Mittermaier	Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde
Prof. Dr. K.-L. Radenbach	Innere Medizin
Prof. Dr. J. v. Reckow	Zahnheilkunde
Prof. Dr. B. de Rudder	Kinderheilkunde
Prof. Dr. W. Sandritter	Pathologie
Priv.doz. Dr. O. Schmith	Sozialhygiene
Prof. Dr. H.-J. Schümann	Pharmakologie
Prof. Dr. A. W. Schwenzer	Frauenheilkunde
Prof. Dr. D. Starck	Anatomie
Prof. Dr. F. Strnad	Strahlenheilkunde
Prof. Dr. R. Thiel	Augenheilkunde
Prof. Dr. E. Ungeheuer	Chirurgie
Prof. Dr. F. Wiethold	Gerichtsmedizin
Prof. Dr. J. Zutt	Psychiatrie und Neurologie

Ehrenwörtliche Erklärung

Ich erkläre ehrenwörtlich, daß ich die der Medizinischen Fakultät Frankfurt/Main zur Promotionsprüfung eingereichte Arbeit mit dem Titel: "Die Geschichte der Augenheilkunde in Frankfurt am Main bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts" im Senckenbergischen Institut für Geschichte der Medizin unter Leitung von Prof. Dr. Artelt mit Unterstützung durch Dr. Andernach, Frau Dr. Berger und Prof. Dr. Mann ohne sonstige Hilfe selbst durchgeführt und bei der Abfassung der Arbeit keine anderen als die in der Dissertation angeführten Hilfsmittel benutzt habe.

Ich habe bisher an keiner in- und ausländischen Medizinischen Fakultät ein Gesuch um Zulassung zur Promotion eingereicht, noch die vorliegende oder eine andere Arbeit als Dissertation vorgelegt.

Frankfurt am Main, den 29.5.1964

Jost Helm

